

H. Stürenburg

Landchaftliche  
Schönheit



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

**EXTRA**

MATERIALS

[extras.springer.com](https://extras.springer.com)

# Landchaftliche Schönheit

von

Dr. Heinrich Stürenburg  
Dresden-Loßwitz

Mit 11 Abbildungen  
auf 10 Tafeln



1            9            2            6

---

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Additional material to this book can be downloaded from <http://extras.springer.com>.

**Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten**

ISBN 978-3-663-16342-8      ISBN 978-3-663-16367-1 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-663-16367-1

**Druck von B. G. Teubner, Leipzig.**

Meiner  
Lieben Begleiterin  
durch Leben und Landschaft  
Clara Stürenburg  
geb. Afinger

\*

## V o r w o r t.

Landschaftliche Schönheit nenne ich dieses Büchlein und beginne es doch mit der Darlegung, daß es eine Schönheit an sich in der Natur und so auch in der Landschaft, soweit sie Natur ist, nicht gibt; daß der Mensch es ist, der den Begriff des Schönen in die Eindrücke der Natur hineinträgt. Wenn ich aber im Laufe meiner Betrachtung dahin gelange, daß erst die Zutat des Menschen diesem eine Landschaft so recht vertraut macht und die höchsten landschaftlichen Genüsse bewußtem, künstlerischem Schaffen des Menschen verdankt werden, dann kommt der Name des Büchleins schließlich doch zu seinem Rechte. Gerade in der starken Betonung dieser Wirkung, deren sich auch die großen Meister unserer Landschaftsmalerei seit Jahrhunderten bewußt gewesen sind, beruht die Eigenart dieser Schrift. Sie gesteht aber dabei doch von vornherein dem Geschmaç des einzelnen soviel Freiheit zu, daß er auch in den Formen und Farben der vom Menschen unberührten Natur sein höchstes Gefallen finden mag.

Der Ton meiner Darlegungen wird vielleicht manchem, der mehr schwärmerische Schilderungen erwartet hat, etwas nüchtern erscheinen für solch reizvollen Stoff, aber es handelt sich für mich doch mehr um eine Beweisführung, als um Schilderung, indem ich die Ursachen des Wohlgefallens an landschaftlichen Eindrücken zu ermitteln und diese Eindrücke damit zu bewußteren zu machen suche. Immerhin gehe ich im Unterschied von rein ästhetisch-systematischen Behandlungen der Aufgabe, deren ich einige im I. Anhang bespreche, in der Regel vom Beispiel aus und suche dessen Wirkung in gleichartigen Fällen in der Er-

innerung des Lesers lebendig zu machen. Auch vertraue ich darauf, daß es einen noch größeren Eindruck von dem Wert des draußen zu Schauenden machen muß, wenn auch aus schlichter Darlegung die Freude an dem Erfreulichen herausgespürt wird. — Ich vermeide auch blende Ausdrücke, wie Rhythmus der Landschaft. Einen Rhythmus gibt es nur für ein Nacheinander, eine Landschaft zeigt nur ein Nebeneinander, abgesehen von den Bewegungen, die Wind und Schwerkraft in Wolken und Wasser bringen. An solche Bewegungen denken aber die gemeinlich nicht, die vom Rhythmus in der Landschaft reden. Sie übertragen den Ausdruck auf Linien der Höhen und auf Farben des Himmels und des Geländes; das hat nur den sehr beschränkten Wert eines Vergleichs.

Wenn ich die Beispiele für Landschaft und Landschaftsmalerei besonders gern der schönen Umgebung Dresdens und der Dresdner Galerie entnommen habe, so bedarf das für einen Dresdner keiner Erklärung und wohl auch keiner Entschuldigung.

Die Übersichten von Schriften in den beiden Anhängen beanspruchen keinerlei Vollständigkeit. Sie sollen an einigen bemerkenswerten Beispielen zeigen, wie sich andere zu den Aufgaben meines Büchleins gestellt haben, und dadurch dessen Eigenart noch mehr erkennen lassen.

Aber die Beigebung von Abbildungen vgl. am Schluß des Büchleins.

Dresden-Loßwitz, am Weilchenweg.

Im Mai 1926.

Dr. Heinrich Stürenburg.

## Inhalt.

	Seite
Einführung . . . . .	1
1. Der Eindruck abhängig vom Beschauer . . . . .	2
2. Wirkung der Mannigfaltigkeit . . . . .	20
3. Mannigfaltigkeit durch Bewegung . . . . .	28
4. Die Zutat des Menschen zur Landschaft . . . . .	36
5. Die Baukunst in der Landschaft . . . . .	46
6. Die Baukunst in der Landschaftsmalerei . . . . .	57
7. Rückblick . . . . .	69
Anhang	
I. Schriften zur Landschaftskunde. . . . .	72
II. Schriften zur Landschaftsmalerei . . . . .	75
III. Zu den Abbildungen . . . . .	81

Es sind nun bald sechzig Jahre, daß ich zum erstenmal in das Elbtal bei Dresden gekommen bin. Wir waren, drei Leipziger Studenten, zu Pfingsten von Grimma zu Fuß über das Erzgebirge nach Karlsbad gewandert, von dort zur Schonung wundgelaufener Füße nach Teplitz gefahren, damals noch mit der k. k. österreichischen Post, da es eine Eisenbahn erst von Teplitz nach Außig gab, und fuhren nun von da mit dem Dampfschiff auf der Elbe abwärts mit kleinen Abstechern in die Berge. Hatte uns schon diese Fahrt durchs Gebirge hoch erfreut, so steigerte sich diese Freude zu hellem Entzücken, als wir im weiteren Tale von Pillnitz an Loschwitz vorbei nach Dresden hineinfuhren. Wenn mir damals ein der Zukunft Rundiger verraten hätte, daß ich einmal am Berghang über diesem Tale einen Alterssitz finden würde, wo ich als geborener Thüringer noch nicht einmal Absicht und Aussicht hatte, in sächsische Dienste zu treten, ich hätte ihn gescholten, daß er mich mit einer märchenhaften Vorspiegelung zum besten habe. Läßt doch auch Richard Wagners Stiefvater Ludwig Geher in einem kleinen Festspiel „Die Überraschung“, das er für seine Familie gedichtet hat, die Tochter Rosalie es wie etwa den Gewinn des großen Loses verkünden:

Der Mutter kauf ich in Loschwitz ein Gut,  
dem Vater ein Reitpferd Dienste tut.

Woran lag es nun aber, daß mir die niedrigen Berghänge an der ausgebreiteten Talsohle und danach der Blick auf die Stadt noch größeren Eindruck machten, als das enge Tal oberhalb mit seinem unablässigen Wechsel in den Seiten-

kultissen, den im Zinkenstein bis fast 700 m ansteigenden waldigen Randhöhen, den steilen Felsgebilden der Baftel? Wie kam es, daß sich mir drei Jahre später derselbe Eindruck noch verstärkt wiederholte, als ich auf dem Kriegsmarsch von Sedan nach dem Innern Frankreichs zum erstenmal auf Paris schaute? Ich will versuchen, in meinen Ausführungen die Antwort darauf zu finden.

## 1. Der Eindruck abhängig vom Beschauer.

Wenn ich dazu die Ursachen des Wohlgefallens an landschaftlichen Eindrücken zu ermitteln suchen will, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich damit zunächst nur meine eigene Auffassung entwickle, daß sich allgemein gültige Regeln auf diesem Gebiet nicht aufstellen lassen; daß, was dem einen ein U, dem anderen ein Nachtigall sein kann. Denn ob etwas gefällt, als schön, lieblich, großartig erscheint, hängt ja immer ab von Art und Grad der Empfänglichkeit dessen, der die Eindrücke empfängt. Das gilt, wie von den Werken der Kunst auf allen ihren Gebieten, so auch von den Gebilden der Natur. Nur von diesen in noch weit höherem Grade. Denn der bewußt schaffende Künstler rechnet doch mit der Wirkung auf eine gewisse Empfänglichkeit und berücksichtigt dazu die Aufnahmefähigkeit, wenn nicht aller, so doch einzelner Schichten seines Volkes oder mehrerer Völker. Auch schaffende Künstler, die gewissermaßen ihrer Zeit voraus eilen, finden doch wenigstens bei einzelnen ihrer Zeitgenossen das erwartete Verständnis für die Eigenart ihres Schaffens. Es besteht also ein berechneter Zusammenhang zwischen der Absicht des Schaffenden und dem Eindruck, den seine Schöpfung macht. Was gefällt, ergreift oder erschüttert, soll gefallen, ergreifen oder erschüttern.

Ganz anders bei Eindrücken der Landschaft, wenigstens soweit es sich bei ihnen überwiegend um Gebilde oder Erscheinungen der Natur handelt. Diese sind nicht geschaf-

fen, um Eindruck zu machen, sie sind das Ergebnis einer viele Jahrtausende alten Entwicklung unserer Erdoberfläche oder von stetigem Wechsel in unserer Luftschicht. Wenn sie einen Eindruck auf uns machen, den wir ein Wohlgefallen oder eine Erhebung an etwas Erhabenem nennen, so ist es lediglich der Mensch, der ein Geschmacksurteil mit seinen Wahrnehmungen verbindet. An sich sind diese Naturgebilde nicht schön oder erhaben. — So kommt es auch, daß der Standpunkt, den der Mensch ihnen gegenüber einnimmt, ganz und gar verschieden sein kann. Er ist nicht der gleiche bei den verschiedenen Völkern, nicht der gleiche in den verschiedenen Entwicklungsstufen, nicht der gleiche bei den Gliedern dieses selben Volkes. Da eben der Mensch bei diesem Vorgang etwas von sich aus in die Natur hineinträgt, so kommt es darauf an, welchen Reizungsgrad, welchen Vorrat von Empfindungs- und geistigen Verbindungsmöglichkeiten er in sich trägt, um aus ihm zu schöpfen, wenn er der Natur beobachtend gegenübersteht.

Um das, was der Mensch Tag für Tag sieht, wird es sich dabei meist nicht handeln. Ihm gegenüber wird sich das Gefühl bald so abstumpfen, daß von besonderen Eindrücken nicht mehr gesprochen werden kann.<sup>1)</sup> Das gilt vom Anwohner des Meeres ebenso wie vom Bewohner der Hochalpen. Tauschen sie aber einmal den Standpunkt, dann wird den einen das unablässige Branden der aus ungemessener Ferne heranrauschenden Wogen, ihr Zerschäumen an Wällen oder Felseriffen ebenso in Erstaunen setzen wie den anderen die über jähren Bergwänden in die Sonnenklarheit des Himmels ragenden Firngipfel. — Das Ungewöhnliche aber, wie die Erschütterungen eines Gewitters, wird diesen wie jenen auch in seiner gewohnten Heimat in Erregung versetzen, und was die Einbildungskraft der Völker

---

1) Woermann (die Landschaft in der Kunst der alten Völker S. 10) hat so wahrgenommen, daß Italiener und Spanier für die landschaftlichen Reize ihrer Länder wenig Sinn haben.

im Naturzustand sich ausgedacht hat, um diesen erschütternden Vorgang als Kampf oder eine sonstige Außerung überirdischer Wesen zu deuten, kann auch schon als eine Art von landschaftlichem Eindruck gelten.

Wenn aber das, was wir täglich vor Augen haben, für die Betrachtung wenigstens der meisten im wesentlichen ausscheidet, so wird es sich hauptsächlich um die Eindrücke solcher handeln, denen es vergönnt ist, wandernd oder anderswie reisend andere Gaue und Länder, andere Landschaftsgebilde zu schauen, und hier wieder am meisten um solche, die die Heimat ausdrücklich zu dem Zwecke verlassen, um Neues draußen kennenzulernen, um den Reiz der Abwechslung zu genießen. Diese Wanderer und Reisenden sind es denn auch, die am meisten von landschaftlichen Eindrücken zu berichten haben, denen die Reisebücher die Wegweiser zu den landschaftlichen Genüssen werden und diese wohl gar mit einem oder mehreren Sternchen in Klassen der Schönheit oder Großartigkeit einteilen. Oder die aus eingehenden Reisebeschreibungen die Anregung zum Besuch besonders lohnender Landstrecken, aber auch dabei schon eine Art Handweisung für ihr Insaufnehmen erhalten haben. Es ist so in die landschaftlichen Eindrücke oder doch in die Art, von ihnen zu sprechen, schon eine gewisse Form der Aberlieferung hineingekommen. Schon mancher Badfisch schwärmt auf der Reise: Ach, wie romantisch, wie idyllisch, wie pittoresk. Auch unsere Dichter haben uns gewissermaßen landschaftliche Empfindungen vorgefühlt. Sie lehren uns die Flur lachen, den Mond durch Busch und Eichen brechen zu sehen, die neuermunterten Vögel in Büschen und Hecken ein fröhliches Lied singen zu hören. Oder schildern uns, wie ein schwindlichter Steg zwischen Leben und Sterben am Abgrund leitet, oder wie eine Brücke schwebt „hoch über den Rand der furchtbaren Tiefe gebogen“. Auch die Landschaftsmalerei endlich hat zur Verfeinerung landschaftlichen Genießens beigetragen, indem sie uns herausfühlen läßt, was die Wahl des richtigen Standpunktes oder eines natur-

lichen Rahmens für einen Ausblick bedeutet, welche Unterschiede verschiedene Beleuchtung ausmacht u. a. m.

Aber auch gegenüber diesen Verallgemeinerungen der Vorbedingungen für landschaftlichen Genuß bleibt doch in vollem Umfang bestehen, daß dieser ganz von dem abhängt, was der einzelne in sich für ihn mitbringt. Es gilt so für ihn, was sich überhaupt für Reisen zur Erholung und zu Bildungszwecken von alters her als entscheidend erwiesen hat: Der Ertrag einer Reise, einer Wanderung wächst mit dem Grade der Bildung, mit dem Umfang und der Stärke der Bildungsbedürfnisse, um nicht zu sagen der Interessen. Gewiß spielt auch anderes mit herein, wie vor allem die rein körperliche Leistungsfähigkeit, die geistige Spannkraft und natürlich der Inhalt des Geldbeutels; aber die durch Bildung geschulte Empfänglichkeit weiß auch Schwierigkeiten auf diesen Gebieten zu überwinden, und ein bescheidener Wanderer kann größeren und nachhaltigeren Gewinn von einer Reise heimbringen, als ein mit allen Mitteln neuzeitlicher Bequemlichkeit reisender, wenn er nur gelernt hat, die Augen für alles Sehenswerte aufzumachen. Vielseitigkeit der Bildung ist dabei, wenn auch gewiß den Ertrag erhöhend, doch nicht das Haupterforderniß. Auch Vertiefung der Kenntnisse und Bewandertsein auf einzelnen Gebieten vermag schon die Aufmerksamkeit auf das Gesehene zu erhöhen. Daraus ergibt sich noch eine weitere, verwandte Erfahrung auf unserem Gebiete: Je umfassender die Bildung des Beschauers, um so weniger genügt ihm der äußerliche landschaftliche Eindruck, um so mehr sucht er sich der Art und Ursachen dieses Eindruckes bewußt zu werden, um so mehr, wo es sich um von Menschen besiedelte Gegenden handelt, auch die Eigenart dieser Besiedelung zu beobachten. Wir werden darauf bei Hinweis auf die Wander Schilderungen von Fontane und Gregorovius zurückkommen.

Das überzeugendste Beispiel, das uns hierfür einer der größten Deutschen gegeben hat, darf, wenn auch schon oft angeführt, doch auch hier nicht unverwendet bleiben. Der grenzenlose Umfang der Bildung, den wir an Goethe bewundern, hat auch seinen Reisen den überragenden Genuß und Gewinn verschafft. Er beobachtet ebenso aufmerksam die Formen der Berge und die Art ihrer Gesteine, die Täler, Flüsse und Seen, die Pflanzenwelt, wie das, was der Mensch in diese Natur hineingebaut oder aus ihr gemacht hat, die Werke der Kunst auf allen Gebieten und nicht am wenigsten die Menschen selbst, wie sie arbeiten, sich nähren und kleiden und ihre Freude suchen, und er entzückt sich an der Schönheit der Frauen. Auch das, was wir landschaftlichen Genuß nennen, erwächst ihm dabei aus diesen Beobachtungen, aber er ist immer eng verflochten mit der wissenschaftlichen Betrachtung, zu der er ja besonders aus Geologie und Botanik ein reiches Rüstzeug mitbrachte. So schreibt er ja auch am 11. September 1786 in Trient: „Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist“ usw. — So setzt sich ja auch in Goethes Dichtung jeder Eindruck der Natur um ihn in eine Empfindung seines inneren Lebens um; er vermag kaum einmal die Natur nur rein zu schildern. Auch Faust läßt er im Osterspaziergang von der Freude an des Frühlings holdem, belebendem Blick und des grünen Tales Hoffnungsglück sogleich im Anklang an des Osterfestes Bedeutung übergehen zu der Auferstehung aller der Luftwandler um ihn aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern. Er ermahnt dann wohl Wagner, sich dieser Stunde schönes Glück nicht durch trübe Gedanken verkümmern zu lassen und weist ihn hin auf die grünumgebenen Hütten in der Abendsonne, selbst aber wünscht er sich gleich Flügel, um mit dieser Sonne weiter zu schweben über Berg und Tal. Denn jedem sei es eingegeben,

Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts bringt,  
wenn über uns, im blauen Raum verloren,  
ihr schmetternd Lied die Lerche singt.

Auch Schillers Spaziergang ist ein so klassisches Beispiel dafür, wie sich die Gedankenwelt des Wandernden und Schauenden in den landschaftlichen Genuß eindringt, daß er hier eben von diesem Standpunkt aus in Erinnerung gerufen werden muß. Man darf ja auch immer damit rechnen, daß einer glaubt, den Schiller in der Jugend an den Schuhen abgetreten zu haben, ihn aber im Grunde doch nicht so, wie sichs gebührt, kennt.

Der Dichter ist „des Zimmers Gefängnis“ entflohn, um sich draußen „an der Lüfte balsamischem Strom zu erquickern“, um sein Auge zu weiden an der „ruhigen Bläue, die sich ausgießt über das braune Gebirge, den grünen Wald, am Teppich der Wiesen, blühenden Auen“, um durch „schattenden Buchenwald“ zur Höhe zu steigen. Sobald ihn aber der „geöffnete Wald des Tages blendendem Glanz zurückgibt“ und er das prangende, reichbebaute Tal mit dem Flöße tragenden Strom und den ihn bekränzenden Dörfern überschaut, da kommen ihm allmählich die Gedanken: wie die Linien der Raine, die die Äcker scheiden, eine freundliche Schrift des Gesetzes zum Schutze des Eigentums seien, wie die in freieren Schlangen sich am Berge hinaufwindende Straße das die Länder verknüpfende Band sei, wie der Mensch draußen auf dem Lande noch nachbarlich mit dem Acker zusammen wohne und mit seiner Flur fröhlich das enge Gesetz teile. Wie er sich dann vollends der durch stolze Pappelalleen schon angekündigten Stadt nähert, da schildert er erst wohl noch den prangenden Eindruck der sich auf felsigem Kern aufstürmenden Anlage mit ihren beleuchteten Ruppeln, aber sogleich überwältigt ihn die Fülle der Gedanken, die sich aufdrängen über die Segnungen städtischer Kultur: Pflanzler der Menschlichkeit haben sich aus den „heiligen Steinen“ die

ser Städte ergossen. Nicht nur Mittelpunkte der Gewerbe und des Verkehrs sind sie geworden, auch die Wiege aller Künste. Nicht mehr kündigt er uns, was er vor sich sieht, sondern was er im Geiste schaut, wie die Kultur dieser Städte dann auch der Natur Stimme entweihen und schließlich nach Entartung und Aufruhr in der Asche der Stadt die verlorenene Natur suchen müsse. Erst da erwacht er schauernd aus seinem Traum und kehrt zur Schilderung der hier wilden Natur um ihn zurück.

Auch der bekannte französische Schriftsteller Beye, der sich de Stendhal nannte und ein besonders gefeierter Reiseschilderer war, hat einmal gesagt, die Landschaft an sich befriedige ihn nicht auf die Dauer, ihr Genuß müsse durch ein geistiges oder historisches Interesse verfeinert werden. Die Historischen rechnen wir nun ja wohl zu den geistigen, aber nach der üblichen Scheidung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften muß des starken Einschlags besonders gedacht werden, den gerade größere Kenntniss und Beobachtungsgabe auf dem weiten Gebiet der Natur in landschaftliche Eindrücke zu bringen vermögen. Für den Naturkundigen trägt schon das Gehör zur Erhöhung der Freude an einer Wanderung durch Auen und Wälder bei. Die Vogelstimmen bringen ihm erst die rechte Stimmung in die Landschaft. Wir anderen können ja wohl den Ruckuck von der Lerche, die Nachtigall vom Raben unterscheiden, aber der Kundige hört aus dem Konzert vieler anderer Stimmen, die uns als ein unterschiedsloses Gewitzscher erscheinen, die einzelnen Weisen seiner Lieblinge heraus und freut sich ihrer Bekanntschaft. Je ausgebreiteter aber die Naturkenntniss, um so mannigfaltigere Anknüpfungen bieten sich dar. So gelangt Alexander von Humboldt in seinen einst so berühmten „Ansichten der Natur“ nur selten zu reiner Schilderung, so sehr drängt sich ihm aus der Fülle und Vielseitigkeit seines Wissens auch eine Fülle vielseitiger Beobachtungen auf. In dem Aufsatz über die Wasserfälle des Orinoco bietet nur eine Stelle eine bloße

Schilderung, wo er die Stromschnellen von Atures und Maypures beschreibt:

„Hier ist der Punkt, wo man einen wundervollen Anblick genießt. Eine meilenlange schäumende Fläche bietet sich auf einmal dem Auge dar. Eisenschwarze Felsmassen ragen ruinen- und burgartig aus derselben hervor. Jede Insel, jeder Stein ist mit üppig anstrebenden Waldbäumen geschmückt. Dichter Nebel schwebt ewig über dem Wasserspiegel. Durch die dampfenden Schaumwolken dringen die Gipfel der hohen Palmen. Wenn sich in feuchtem Dufte der Strahl der glühenden Abendsonne bricht, so beginnt ein optischer Zauber. Farbige Bögen verschwinden und kehren wieder. Ein Spiel der Lüfte schwanft das ätherische Bild.“

Alles andere in dem Aufsatz schreibt er als Geograph, hier schildert er künstlerisch wie ein Landschaftsmaler. — Etwas häufiger verweilt er bei einer Schilderung in dem Aufsatz über die Steppen und Wüsten, wie gleich im Eingang bei der Wiedergabe des Eindrucks der großen Steppe von Venezuela von dem Gebirgszug von Caracas aus. Aber auch hier geht er sehr bald zu vergleichenden Betrachtungen der wüsten Ebenen anderer Erdteile über und überträgt so gleich die Betrachtung des Sinnlichen in das Geistige mit dem Bekenntnis, wie — für ihn — „die Steppe das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit fülle und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung“. Ja gleich in der Vorrede bezeichnet er es als eine Gefahr solcher Schilderungen, sich durch den Reichtum der Natur zu Anhäufung einzelner Bilder zum Schaden des Gesamteindrucks und zu einer „dichterischen Prosa“ verleiten zu lassen. Hingegen aus der Einsicht in den inneren Zusammenhang der Naturkräfte verspricht auch er sich eine Vermehrung des Genußes der unmittelbaren Anschauung. (Ausgabe von 1859, S. VIII f.) Und im Kosmos führt er einmal den Eindruck der Großartigkeit einer Gegend vorzüglich darauf zurück, daß mit dem gleichzeitigen vor die Seele Tre-

ten eindrucksvollster Naturereignisse auch Gedanken und Gefühle gleichzeitig erregt würden.

Wie gerade der Einblick in die geologische Geschichte einer Gegend ihren landschaftlichen Eindruck beeinflussen kann, haben wir schon kurz bei dem auch geologischen, im besonderen mineralogischen Auge, mit dem Goethe die Landschaft sah, gesehen. Das hat sich bei ihm erst mit den Jahren entwickelt. Noch von seiner ersten Schweizerreise v. J. 1775 berichtet er in Dichtung und Wahrheit, daß er den ihm von einem Wirte im Reußthal angebotenen billigen Ankauf von schönen Kristallen abgelehnt habe, weil er „damals von solchen Naturstudien ganz entfernt gewesen“ sei. Aber schon die italienische Reise zeigt seine Aufmerksamkeit stark auf diese Dinge gerichtet, und die zweite Reise in die Schweiz v. J. 1797 gibt ihm häufigen Anlaß zu besonders mineralogischen Beobachtungen. — Um ein mir nahe liegendes Beispiel von der Wirkung solcher Kenntnisse zu geben: Wenn ich von der bekannten Baustein in der Sächsischen Schweiz die flachen Berge des Elbsandsteingebirges in blauem Dufte vor mir sehe, die man hier Steine genannt hat, den Königstein, Lilienstein, Pfaffenstein u. a., und weiß, daß sie nur noch die Reste sind einer einst hier durchgelagerten und dann von dem Ausfluß des großen böhmischen Sees unterwaschenen Sandsteinplatte, dann drängt sich dieses Erkenntnis auch in die Freude an dem Ausblick, erhöht oder, wie man sagen will, vertieft sie. Denn der Beschauer fühlt sich als ein in der vieltausendjährigen Entwicklung unserer Erde zwar unendlich kleines, aber doch sie beherrschendes und ihre Geheimnisse erforschendes Geschöpf. Oder ein Beispiel ganz anderer Art: Eine Seefahrt durch die Halligen etwa von Hufum nach Föhr läßt diese kleinen, gegen hohe See ungeschützten Inselchen mit ihren Häusern auf wenige Meter hohen „Werften“ gewiß an sich schon als anmutig erscheinen; für den aber, der weiß, daß sie nur dürftige Reste sind eines ausgedehnten, erst vor wenigen Jahrhunderten von Sturmfluten überwältigten Marschlandes

deß, und daß man jetzt dabei ist, dieses Land dem Meere allmählich wieder zu entreißen, für den wird dieser bei ruhiger See so friedliche Anblick doch zu einem Bilde des Kampfes des Menschen mit den Elementen.

So wie hier der Einblick in die Veränderung der Erde durch Naturkräfte, so muß natürlich auch die Kenntniß ihrer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung den Ausblick auf einzelne ihrer Teile beleben. Wirklich beleben mit den Altvorderen, die Wälder rodeten und Sümpfe austrockneten, die in Weichgenossenschaften ihre Fluren gegen Fluten der Ströme oder des Meeres schützten, mit den Rittern, die aus jetzt verfallenen Burgen zu Salzogen, mit den bewehrten Bürgern, die von den noch so wohl erhaltenen Stadtmauern Rotenburgs und Dinkelsbühls ihre Städte verteidigten, mit den Schiffziehern — Bomätschen = Böhmen hießen sie an der Elbe —, die vor Erfindung der Dampfkraft die Rähne auf den Leinpfaden zu Berg zogen. — Wer so von einer Höhe des Schwarzwalds die oberrheinische Tiefebene überschaut, der freut sich nicht nur am Grün der Wälder und am Blau der Vogesen drüben über dem Rhein, ihm belebt sich der gesegnete Gau, wenn er im Geiste alle die Wandlungen, die er als Grenzland durch viele Jahrhunderte durchgemacht hat, überblicken kann, und er sucht drüben in der Ebene den hohen Turm des Straßburger Münsters herauszufinden als den sichtbarsten Zeugen, daß dieses Land auch jenseits des Rheins ein Boden deutscher Kunst und Kultur gewesen ist. — In der Vorrede zu seinen Wanderungen in der Mark sagt Fontane:

„Wenn du reisen willst, mußt du die Geschichte dieses Landes kennen und lieben. Das ist ganz unerläßlich. Wer nach Küstrin kommt und einfach das alte graugelbe Schloß sieht, das hinter Bastion Brandenburg mehr häßlich als gespensterhaft aufragt, wird es für ein Landarmenhaus halten und entweder gleichgültig oder gar in ästhetischem Mißbehagen an ihm vorübergehen. Wer aber weiß: hier fiel Kattes Haupt; an diesem

Fenster stand der Kronprinz, der sieht den alten, unschönen Bau mit anderen Augen an. — So überall. Wer, unvertraut mit den Großthaten unserer Geschichte, zwischen Linum und Hakenberg hinfährt, rechts das Bruch, links ein paar Sandhügel, der wird sich die Schirmmühe übers Gesicht ziehen und in der Wagenecke zu nicken versuchen. Wer aber weiß, hier fiel Froben, hier wurde das Regiment Dalwigk in Stücke gehauen, dies ist das Schlachtfeld von Fehrbellin, der wird sich aufrichten im Wagen und Bruch und Heide plötzlich wie in wundervoller Beleuchtung sehen.“

Wer mit solcher Kenntniß in die Dardanellen einfährt, dem sind sie nicht nur ein großes, sich zwischen zwei Erdteilen sehenswert hindurchwindendes Stromtal, wenn er daran denken kann, wie diese wichtige Eingangspforte zu großen Binnenmeeren mit fruchtbaren Küstenländern von alters her heiß umstritten worden ist: von den sagenumwobenen Zeiten des Trojanischen Kriegs an bis in unsere Tage, und er läßt sich von den Schiffszuleuten die Schuttwälle zeigen, die etwa eine Stunde landeinwärts in geringer Höhe über dem Skamandertal von der Ausgrabung Trojas durch Schliemann zeugen, und näher an der Küste die großen kegelförmigen Grabhügel, die man nach Patroklos und Achilles genannt hat. — Auch Landstrecken von bescheidenen natürlichen Reizen können so dem Beschauer bedeutungsvoll werden im Gedanken an große geschichtliche Vorgänge, deren Schauplatz sie gewesen sind; wie wenn wir bei Leipzig vom Monarchenhügel vor Liebertwolkwitz oder von der flachen Höhe vor Breitenfeld über die weiten Gefilde schauen, und sie sich vor unserem inneren Auge füllen mit den Heeresmassen, die einst hier in weltgeschichtlichen Kämpfen miteinander gerungen haben.

Es gibt in unserer deutschen Literatur ausgezeichnete Beispiele dafür, wie für die Schilderung einer Landschaft die Freude an der Gegenwart mit geschichtlichen Erinnerungen zu einem Ganzen verschmelzen kann. Eines der hervorragendsten wohl die „Wanderjahre in Italien“

von Gregorovius, der mit offenem Blick ebenso für die Reize der Natur, wie für die Eigenart der Menschen, wie sie wohnen, arbeiten und genießen, eine wirklich lebendige Kenntniss der Geschichte des Landes verbindet. Wenn er so das wunderbare Eiland Capri und die Capresen gleich trefflich schildert, so tauchen ihm doch auch immer wieder die Erinnerungen an die Zeit auf, als Sibiarius hier über zehn Jahre lang ein Tyrannen- und Wüstlingsleben führte, dessen Gedächtnis er im Volke noch nicht erloschen fand; aber auch an die freundlicheren des Aufenthalts seines Vorgängers Augustus. — Nach einer glänzenden Schilderung des Ausblicks, der sich im Norden des Albanergebirges von Genazzano und Olevano aus nach Osten eröffnet, fährt er fort:

Der Eindruck eines großen Landschaftsgemäldes erhöht sich für den Denkenden, wenn er es mit der Geschichte zu verbinden weiß, oder wenn es überhaupt von dieser belebt wird: dies lateinische Tal zu unseren Füßen ist nun aber der Schlüssel zum Königreich Neapel; es ist die Heerstraße der Völker des Mittelalters. Goten und Vandalen, Franken und Langobarden, Belisar, die Ottonen, Hohenstaufen, selbst Schwärme von Sarazenen, Franzosen und Spanier, kurz ungezählte Völker waren es, deren Pferde aus den Wellen des Sacco getrunken haben, als sie diese virgilischen Gefilde durchzogen, um sich über den Liris hinab in die Paradiese von Neapel zu versenken.

Auch die Landschaft Athens hat Gregorovius in der Zeitschrift „Unsere Zeit“ (1881, S. 33—49) trefflich gekennzeichnet: „Keine plastischeren Formen sind irgend denkbar als diese. Die Natur hat hier Land und Meergestade, in der reichsten Fülle individuell gestaltet, wie mit dem Meißel herausgearbeitet und diese Landschaft zur Wohnstätte der bildenden Kunst gemacht.“ Und es drängt sich ihm ein Vergleich mit der Landschaft um Rom auf:

Streng stilvolle Formenschönheit ist beiden Landschaften gemein, in der römischen mehr Majestät, in der athenischen mehr Grazie, aber ihr ist hoher Ernst beigelegt. Als perspektivisches Bild ist die von Gebirgspracht umfaßte weite Ebene Roms

die großartigste der Welt, die athenische ist beschränkter, aber formenreicher und farbenglühender. Die vielgestaltigen Hügel von bronzenem Ton werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgerufen wird, ist so hinreißend, daß hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen konnte, die im Genuß der Lichteffekte. Die Verbindung des tiefblauen, hinten glänzenden, inselreichen Meeres und seiner dustigen Rüste mit dem goldbraunen Ton des felsig starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturbildes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschließt.

Daß sich aber auch an weniger dankbarem Stoffe die gleiche Kunst bewähren kann, zeigen z. B. die schon genannten Wanderungen Theodor Fontanes durch die Mark Brandenburg. Wie haben sie Aufmerksamkeit auch außer der Mark auf sie zu lenken, den Stolz auf ihre Geschichte zu stärken gewußt, welche landschaftlichen Reize haben sie auch dieser Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs abgewonnen. Solche reine Schilderungen fallen allerdings immer nur beiläufig von ihnen als ein besonderer Schmuck ab, wie z. B. in der stimmungsvollen Einleitung zum Abschnitt über die Ruppiner Schweiz (Bd. I). Seine Hauptaufgabe sieht er in der Weckung und Belebung geschichtlicher Erinnerungen, in Darlegung des Zusammenhangs dieser geschichtlichen Entwicklung mit dem Lande und den durch dieses gebotenen wirtschaftlichen Lebensbedingungen. Da weiß er uns, oft mit liebenswürdiger Einschaltung eigener Reiseerlebnisse, zu erzählen von der Schifffahrt, wie sie zu einer Feindschaft zwischen Flößern und Schleppdampfern geführt hat; von den Schwänen der Havel, wie sie im Sommer gerupft und im Winter gefüttert werden; von den ausgedehnten Jagdgründen mit Tausenden von Hirschen, zu denen in der Brunstzeit noch weitere tausend aus zum Teil weitentlegenen, weibchenarmen Gegenden hinzukommen; vom Reichtum eines Sees an Muränen, die dem massenhaften Zuflug des Fischjägers Nor-

moran zum Opfer gefallen sind. Und er sitzt an diesem See, dem Werbellin, und gibt sich seinen Gedanken hin:

„Kleine Wellen schäumen ans Ufer, vor uns die breite Wasserfläche liegt noch im Lichte, während nach Norden zu sich blaue Schatten über Wald und See breiten. Dorthin liegen auch die Trümmer des alten, halb Sage gewordenen Grimnischlosses. Und wenn jetzt ein goldenes Schiff den See herunter käme, und auf dem Deck des Schiffes, unter flatterndem Zelt-  
dach, der süße Markgraf Otto mit Heilwig von Holstein, scherzend, lachend über dem Schachspiel, wir ließen es vorübergleiten, vielleicht weniger verwundert über das goldene Schiff mit Segel und Zelt-  
dach, wie über das ärmliche Schifferboot, das eben mit Netz und Reufe des Weges kommt. Es ist ein Märchenplatz, auf dem wir sitzen, denn wir sitzen am Ufer des Werbellin.“  
(Wanderungen durch die Mark Brandenburg II, 346.)

Von einem anderen See aber, zu dem ihm ein hübsches Mädchen den Weg gezeigt hat, gesteht er offen:

„Wir traten heran und hielten Umschau. Aber das Bild des Mädchens war schöner als der See; die Staffage ging über die Landschaft“ (II, 293).

Auch eine gewiß wenig versprechende Strecke, wie das Oberbruch unterhalb Rüstzin, weiß er gewinnend zu kennzeichnen:

„Der Blick vom Ruinenberg (bei Freienwalde) aus hat nur in Front eine Bedeutung, wo man zunächst auf die malerisch in der Tiefe liegende Stadt, dann über die Türme und Dächer hinweg in die duftige Bruchlandschaft herniederblickt. Wie ein Bottich liegt das weitgespannte Oberbruch da, durchströmt von drei Wasserarmen, der faulen, alten und neuen Oder, und eingedämmt von Bergen hüben und drüben, die, wie ebenso viele Dauben, die grüne Bottichtiefe umstehen. Meilenweit nur Wiesen; keine Fruchtfelder, keine Dörfer, nur Heuschaber dicht und zahllos, die, immer kleiner und grauer werdend, am Horizonte endlich zu einer weidenden Herde zusammenschrumpfen scheinen. Nur Wiesen, nur grüne Fläche; dazwischen einige Kropfweide; mal auch ein Rahm, der über diesen oder jenen Arm der Oder hingleitet, nur selten ein Fuhrwerk, natürlich mit Heu beladen, oder ein Ziegelbad, dessen helles

Rot wie ein Lichtpunkt auf dem Bilde steht. Der Anblick ist schön in seiner Art, und wessen Auge krank geworden ist in Licht und Staub und all dem Blendwerk großer Städte, der wird hier Genesung feiern und dies Grün begrüßen, wie ein Durstiger einen Quell begrüßt; aber der Anblick, so erlabend er ist, leidet doch Einbuße durch seine Monotonie. Auf Meilen hin dasselbe.“ (Wanderungen durch die Mark Brandenburg II, S. 258.)

Ein Beispiel aus neuerer Zeit bieten die fünf Bände „Kursächsische Streifzüge“ von Otto Eduard Schmidt (Bd. 1, Leipzig, b. Grunow 1902, Bd. 2—5, Dresden b. Baensch, 1904—22 Bd. 1. Das Elbland bis Wittenberg, 2. Nieder- und Oberlausitz, 3. Alte Mark, Meißen, 4. Vogtland, Osterland, Pleißnerland, 5. Erzgebirge).

Auch sie suchen die Aufmerksamkeit in erster Linie auf die geschichtliche Vergangenheit Sachsens im weiteren Umfang des alten Kurfürstentums zu richten und hierdurch den Blick auf die jetzige Erscheinungsform zu vertiefen, und sie rufen so eine Fülle halb oder ganz vergessener, aber zu ihrer Zeit bedeutungsvoller Vorgänge in Erinnerung. Auch Schmidt belebt dabei diese Erinnerungen durch liebenswürdige Mitteilungs persönlicher Erlebnisse auf seinen Streifzügen, und auch er verwebt anziehende landschaftliche Schilderungen mit diesen Betrachtungen und Erlebnissen. So von der nur selten lediglich zur Erkundung unternommenen Fahrt auf der Elbe abwärts von Meißen bis Mühlberg, so von dem Abfall des Erzgebirges nach Böhmen mit seinen vielen köstlichen Ausblicken, von denen er den vom Forsthaus Schweißjäger über Seplitz-Eichwald mir zu besonderer Freude herausgehoben hat. So auch von den winterlichen Reizen des breiten Rückens dieses Gebirges, dessen fahrbare Übergänge er uns im übrigen auch in ihrer kriegsgeschichtlichen Bedeutung zu schildern weiß. So von der fränkischen Burg Gößweinstein. Von dieser eine Probe:

Hoch über dem grünen Felsental der Wiesent, aus deren klarem Wasser die Forellen springen, erhebt sich die Burg Göß-

weinstein. Wenn man sie, von dem höhlenberühmten Muggendorf ostwärts wandernd, von der Stempfermühle zuerst erblickt, so steht man betroffen wie vor einer Erscheinung aus himmlischen Höhen, und es ist durchaus glaublich, daß Richard Wagner in Gößweinstein sofort die Grabsburg erkannte, die seine künstlerische Einbildungskraft für die Ausgestaltung der Parsifalbichtung brauchte. Noch schöner und eindrucksvoller erscheint die Burg von der Felsenhöhe aus, die des Dichters Namen trägt. Von hier aus gesehen hebt sich der Burgberg aus der untersten Tiefe des Wiesentales auf breiter Grundlage in wundervoll geschwungener und gebrochener Linie sprungweise zur schmalen Gipfelflatte empor, die, von der Ringmauer umfaßt, ausgeglichen und verbreitert, den Palas und den zinnengekrönten Bergfried trägt. Zu Füßen des Palas klingen drei Zypressen ein südländisches Motiv an, das zur Grabsburg ebensogut passen will, wie zu der von violetten Kalkfelsen zerklüfteten Umgebung.

Ich bin auf diese drei reichen Sammlungen von Reise- und Wanderschilderungen eingehender eingegangen, weil sie das bereichste Zeugnis für das abgeben, was ich oben von dem einst vielbewunderten Reiseschriftsteller Beyle de Stendhal berichtet habe, daß ihn die Landschaft allein nicht auf die Dauer fesseln könne, sondern ein geistiges Interesse an ihr hinzutreten müsse. Alle drei Verfasser verstehen sich trefflich auf die Kunst rein landschaftlicher Schilderung, sie lassen sie uns aber nur als eine Art Feinkost genießen neben der kräftigeren Speise des Eindringens in das geschichtliche Werden der Gestalt einer Landschaft.

Brauche ich noch zu sprechen von dem besonderen Auge und besonderen Gewinn, mit dem der Künstler in die Landschaft schaut? Ich meine natürlich in erster Linie den Landschaftsmaler, dessen Aufgabe und Gabe es ist, aus der unendlichen Fülle des draußen Geschauten das herauszufinden, das sich mit künstlerischem Auge wiederzugeben lohnt. Wir lernen von ihm vor allem, daß es nicht die großen Rundblicke und Panoramen sind, die ihn dazu locken, sondern kleinere Ausschnitte aus ihnen. Daß das, was wir

malerische Ausblicke nennen, sich mit der Höhe des Standpunkts nicht steigert, sondern vermindert. Denn je mehr die Aussicht zur Vogelschau, heutzutage können wir ja auch sagen Flugzeugschau, wird, um so mehr verschwinden in der Tiefe die Linien der Bauten, der Bäume, die gerade das Bild dieser Dinge erstehen lassen. Wir bekommen statt einer Ansicht der Landschaft einen sich der Landkarte nähernden Grundriß. Hingegen die Ausblicke von dem nur erst leicht angestiegenen Fuß der Berge können uns neben und hintereinander die Formen von Büschen, Bäumen, Bergen und Siedlungen in gefälliger Zusammenwirkung erschließen. In unserem Elbtal ist mir eine Stelle besonders lieb, wo ich schon vom Fuße der Randhöhe aus unmittelbar vor mir den breiten Strom, hinter ihm eine Wiese, umrahmt von Erlen, und weit hinter dieser die blaue Vorstufe des Erzgebirgs sehe. Steige ich nur etwa 25 m am Hang in die Höhe, so verschwindet der Reiz dieses Blickes ganz in dem freien Überblick über das breite Tal. So kenne ich auch auf der anderen Seite des Erzgebirges, wo es sich als ein wenig gegliederter Wall über das nordböhmische Hügelland erhebt, eine Menge von köstlichen Spazierwegen gerade am Fuße der Berge oder Ausblicke von deren niedrigen Ausläufern. Von der Wirkung der natürlichen Umrahmung eines Landschaftsbildes habe ich schon S. 5 kurz gesagt, daß wir sie wohl zuerst Künstlern abgelernt haben. Ein gutes Beispiel gibt unser Bild 1. — Der Künstler lehrt uns endlich auch, daß auch Teile der Landschaft, an denen unser Blick leicht vorüber gleitet, uns in der Wiedergabe fesseln können, und daß wir also an diesem Stück Natur auch selbst Gefallen finden könnten, wenn wir es mit dem Auge des Künstlers sehen lernten. Hier kann also der Künstler erziehlich auf uns wirken und uns damit die Zahl der Blicke, aus denen wir Genuß ziehen können, wesentlich erweitern helfen. Wie viel Spielraum dabei der Eigenart des einzelnen bleibt, zeigt Zolas bekannte Erklärung, Kunst sei ein Stück Natur, gesehen durch



Aufnahme Photoglob, Zürich

1. Landschaft in natürlichem Rahmen, Beaulieu bei Nizza.



Aufnahme Photoglob, Zürich

2. See in Alpenaustäufern. Comersee.

ein Temperament. Wenn er dabei wohl auch nicht an die Kunst des Landschaftsmalers gedacht hat, so trifft es doch auf diese nicht weniger zu als auf die Natur des menschlichen Lebens, die ihm zunächst vorgezeichnet hat.

Sache dieses Temperaments ist ja nun ganz besonders die Stimmung in der Landschaft. Unsere ältere Landschaftsmalerei hat sie geflissentlich durch die sog. Staffage zu erzielen gesucht, d. h. durch Vorgänge aus dem Leben des Menschen, aber auch der Tiere, die dem Wesen der dargestellten Landschaft besonders angemessen erschienen. In Julius Schnorr von Carolsfelds 25 wertvollen Zeichnungen „Landschaftsbilder aus Italien“ sind z. B. nur drei ohne dieses Beiwerk im Vordergrund. Dem Blick auf die Peterskirche und den Vatikan hat er einen Kapuziner beigegeben, den Frauen am Wege ehrerbietig begrüßen, anderen Jäger und Hirten, einem besonders schönen Ausblick über die Villa Taverna bei Frascati Landleute bei der Weinlese; beim Nemisee hat er sogar, eingedenk seiner früheren Benennung als Spiegel der Diana, eine mythologische Handlung eingefügt, Diana mit Genossinnen auf der Jagd. Am bekanntesten sind ja solche Beigaben aus Ludwig Richters Landschaften: Fröhlich wandernde Burschen vor einem in die Weite lockenden Ausblick, ein von Heimweh ergriffener Wanderer vor einem ländlichen Friedhof. Nur daß bei ihm mehr und mehr die Handlung aus dem menschlichen Leben zur Hauptaufgabe und ein landschaftlicher Hintergrund zur Nebensache wird. In der neueren Landschaftsmalerei ist die Staffage aus der Mode gekommen; man sucht die Stimmung nur mit den Mitteln zu gewinnen, die ja auch der alten nicht fremd waren; vor allem der Färbung: kälter und klarer für den Morgen, wärmer und verschwimmender für die Abendstimmung. Wir Beschauer der Bilder lernen ja wohl solche Stimmungen herauszufühlen, sie auch wohl beim eignen Betrachten der Natur wiederzufinden. Aber im Grunde behauptet doch jeder von uns der Landschaft gegenüber das Recht seiner eigenen Stimmung, und diese ist

abhängig von all dem Wissen und der Beobachtungsgabe, die wir mitbringen, und dazu von der besonderen Gunst der Stunde. — Auch das trägt ja zur Stimmung mit bei, ob wir allein sind oder in Gesellschaft. Diese kann die Stimmung erhöhen oder verflachen. Das Alleinsein liegt nicht allen, manchen wieder nicht oder nicht zu allen Zeiten die Gesellschaft. Denen aber, die allein genießen können, kann daraus etwas erwachsen, was einen Natureindruck besonders stark in der Seele haften läßt, der Schauer der Einsamkeit.

## 2. Wirkung der Mannigfaltigkeit.

Könnte es nach alledem scheinen, als ob es für den landschaftlichen Genuß überhaupt keine allgemeingültigen Voraussetzungen gäbe und er völlig von der Eigenart des Schauenden abhinge, so hoffe ich doch für einige Eigenschaften der Landschaft das Einverständnis zu erlangen, daß sie zu einer Erhöhung des Genusses führen. Wenn sich diese Eigenschaften als höchst einfach und fast selbstverständlich herausstellen werden, so sehe ich darin gerade einen Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung.

Da ist es vor allem der Vorsprung, den alle Arten der Mannigfaltigkeit vor der Einförmigkeit haben, der wohl allgemein anerkannt werden wird. Gewiß haben Maler und Radierer auch dem Ausblick über eine weite Ebene, eine Wiese, ein Ahrenfeld einen Reiz in der Wiedergabe abzugewinnen gesucht, aber doch mehr nur als eine Kunst für Feinschmecker. So wird der Sinn für die Wirkung des Fernblickes über eine Ebene noch am ersten denen aufgehen, denen er durch Radierungen niederländischer und anderer Künstler erschlossen ist. Für die meisten wird doch gelten, daß auch der Wert der künstlerischen Wiedergabe eines Stückes der Landschaft mit der Anziehungskraft wächst, die es an und für sich auf uns auszuüben vermag, und diese Anziehungskraft ist sicher auf die meisten größer bei Man-

nigfaltigkeit des Geschautes. Was wir pittoresk, auf deutsch malerisch nennen, setzt jedenfalls solche Mannigfaltigkeit in Linien oder Farben oder beiden voraus. Am höchsten ist es ja gesteigert in den überaus lieblichen oder grotesken Schauplätzen, die uns unsere Bühnenmaler auf Hintergründen und Seitenkulissen hinzuzaubern verstehen, und die zuweilen, wie in manchen Sellaufführungen, die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Spiel abzulenken vermögen. Sie haben ja auch schon eine in nackte Dürftigkeit umschlagende Gegenströmung hervorgerufen. — Die Einförmigkeit kann schon durch ganz einfache Mittel behoben werden, einen einzelnen Baum in der Mitte, der dann die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich zieht, ein Bächlein, das sich durch eine Wiese schlängelt, einen Hügelabfall am Rande oder andere Einrahmungen.

Schon in der Linie nführung der sich gegen den Himmel abhebenden Bergwand verlange ich Abwechslung, wenn sie mich anziehen soll. So glücklich ich auch über die Aussicht von meinem Landhaus am Loschwitzer Elbhang weit über das Tal hinüber bin, so läßt doch die nur ganz wenig gegliederte Linie der ersten Vorstufe des Erzgebirges im Hintergrunde für einen durch viele Reisen verwöhnten Geschmack zu wünschen übrig, und wenn sich dann und wann einmal über ihr eine geschlossene Wolkenwand in geschwungener oder gezackter Linie scharf vom Himmel abhebt, so begrüße ich sie als eine Aufbesserung des Ausblicks, denke mir unter ihr eine Kette eines höheren Gebirges und kann manchmal diese Selbsttäuschung zu hohem Grade steigern. Diesen hier vermißten Reiz der Linien finde ich ja nun auf der anderen Seite desselben Erzgebirges eher im Uebermaße. Schon der steile Südabfall des Gebirges selbst verläuft an nicht wenigen Stellen in geschwungenen Hügelrippen in die Ebene. Vor allem aber erhebt sich aus dieser Ebene im nordböhmischen Mittelgebirge und den sich anschließenden, meist wie dieses, vulkanischen Bergen eine Fülle von Linien um den sie überragenden Regel des Millesehauers vor dem

Beschauer. Auch das Duppauer Gebirge über Karlsbad bietet einiges Ähnliche; in annähernder Mannigfaltigkeit des Umrisses aber setzt sich die Randumwallung Böhmens östlich im Lausitzer Gebirge fort, bis es im Jeschkengebirge wieder mehr zu einer nur vom Jeschken selbst überhöhten Bergwand wird. Der Kundige kann eine Anzahl der entzückendsten Ausblicke auf diese Linienfülle der nordböhmischen Gebirgswelt verraten; nicht in erster Linie die des Milleschauer's selbst, dessen Rundblick Alexander von Humboldt einmal einen der schönsten der Erde genannt haben soll, sondern mehr solche, die das Bild aus geringerer Höhe und im Rahmen von Talwänden zeigen, wie vor allem die Aussicht über dem Dörfchen Rundratitz zwischen Auffig und Leitmeritz, die unser Bild 10 am Ende des Buches wiedergibt. — Schöneres kenne ich aus deutschen Mittelgebirgen nur von der Bonner Studentezeit her in der wirklich siebenfach gegliederten und dabei doch zu einer Gruppe geschlossenen Kette des Siebengebirges über Königswinter. Auch Italien bietet an Gebirgslinien gerade dieser Art wegen der geringeren Gliederung seiner Hauptgebirgskette nicht viele, dafür aber einige von ganz besonders glücklichem Aufbau in den Berggruppen vulkanischer Herkunft zwischen dem Apennin und der Küste. So schon in den Euganeischen Hügeln zwischen Verona und Padua, noch weit mehr im Albaner Gebirge bei Rom, das gerade von dieser Stadt selbst aus eine höchst gefällige, im Monte Cavo gipfelnde Linie zeigt, und vollends am Golf von Neapel. Krater hieß dieser nach Polybius und Strabo im Altertum, der Kessel, wobei man Procida, Ischia und Capri mit zur Einrahmung rechnete, und diese Umwallung löst sich so in mehrere Liniengruppen auf; aber jede fesselt in ihrer Art, am meisten natürlich die des Vesuv, die vor der doppelt so hohen, aber rein kegelförmigen des Atna den Vortheil unregelmäßigerer Bildung voraus hat. In Sizilien wird die gesegnete Mulde von Palermo, die *conca d'oro*, Goldmuschel, von zwei Bergen, dem Monte Pellegrino und dem



Wanderschaft.

Catalfano eingerahmt, von denen besonders der erstere wie von eines Baukünstlers Hand gebildet scheint. „Seine schöne Form ist mit Worten nicht zu beschreiben“, sagt Goethe von ihm. Wie könnte ich es da versuchen!

Wahrhaft schwelgen in Linien kann man aber in der griechischen Küstenwelt. Schon einige der Inseln geben uns bei der Ansahrt zur See einen guten Vorgesmack mit der Zeichnung ihrer Formen, wie Korfu und Kephallinia. Freilich auch eine Enttäuschung habe ich bei ihnen erlebt mit den Zykladen, sowohl von der Südspitze von Attika aus, wie bei der Durchfahrt von Athen nach Kreta. Ihre Umrisse bieten nicht viel Abwechslung, und wenn sie ein antiker Schriftsteller als schildförmig im Meere ruhend bezeichnet hat, so stimmt das zu dem von mir gewonnenen Eindruck. Bei Kreta gestattet die lange Erstreckung der alpenhohen Bergkette nicht, sie in einem Blick zusammenzufassen. Von den nördlichen Inseln des Archipels prägt sich der Erinnerung am meisten ein das hochragende Samothrake, und man versteht es, daß Homer den Poseidon gerade diese Insel als ein Luginsland benutzen läßt, als er den Kampf drüben von Troja beobachten will. In der That schaut auch sein Gipfel über die nähere Insel Imbros hinweg nach der Trojanischen Ebene hinein. — Eine Reihe der wohlgegliedertsten Gebirgslinien zeigt uns der Peloponnes mit seinem Wechsel von Meerbusen und Halbinseln bis nach Attika hinüber. Gleich bei der Ansahrt überschaut man vor dem Golf von Patras den nordwestlichen Vorposten des arkadischen Mittelhochlandes der Halbinsel, den Erymanthos, abgedacht nach der einen Seite zum korinthischen Busen, nach der anderen zur Gegend von Olympia, und dies trotz der über 2000 m hohen Erhebung der Mitte ohne zu schroffe Übergänge. — Danach will ich nur das Vollkommenste in dieser Art noch zu schildern suchen, die Aussicht von der Akropolis von Athen oder noch etwas übersichtlicher vom Lykabettoßberg hinter Athen. Man überschaut in einer Richtung den sog. Saronischen Golf mit den Inseln Salamis

und Argina und den sich von Cleufis bis zur Südspitze von Argolis erstreckenden und in der Rhylene bis 2375 m ansteigenden Randgebirgen und damit eine solche Fülle sich hintereinander schiebender und von spitzen Giebeln meist nach beiden Seiten sanft abschwingerender Höhenlinien, daß ich dem nichts Derartiges, was ich sonst in drei Erdteilen gesehen habe, an die Seite stellen kann.<sup>1)</sup> In der Ausgeglichenheit der Linien, im Fehlen zu harter Abfälle liegt für mich der unvergleichliche Reiz dieser Ausblicke und dies auch den Alpen gegenüber, die ja wohl für die meisten als das am höchsten lohnende Ziel landschaftlichen Genießens zu gelten scheinen. Ich verkenne gewiß nicht die Erhabenheit des Abfalls der Jungfrau in den Berner Alpen, gleichsam in mehreren gewaltigen Stockwerken nach Interlaken zu, aber für mich haben doch die Riesenwände der Saalkessel, jähe Abstürze wie die des Matterhorns oder Wetterhorns etwas Hemmendes und fast Beängstigendes gegenüber der — ich wage den Ausdruck — klassischen Ruhe der griechischen Bergwelt, wo diese sich über dem Meere erhebt. Denn sie kann im Innern des Landes auch einen den Alpen gleichen Eindruck machen, wie in dem meist schneebedeckten Taygetos über der Salsöhle von Sparta und in den Wänden des Parnas, die aus großer Höhe schroff zur Halde des Delphischen Heiligtums abfallen. Wem freilich einmal das große Glück vergönnt war, die Alpenwelt von einem ihrer höchsten, den Blick überallhin freigebenden Gipfel zu überschauen, für den verliert sich das beengende Gefühl und macht dem stolzen Bewußtsein Platz, sich hoch über alle Wipfel und Gipfel, über all das Getriebe der kleinen Menschen drunten hinaufgearbeitet zu haben. So ist es mir

---

1) Bäderers Griechenland ist ein Panorama vom Olyabettos beigegeben, das, soweit es ohne Farbe möglich ist, eine Vorstellung von dieser Linienfülle geben kann. Unser Bild 9 am Ende des Buches gibt mit dankenswerter Erlaubnis des Verlags einen Ausschnitt aus diesem Panorama.

eine unbergeßliche Erinnerung, einmal vom Großvenediger aus — zwar nicht Venedig, wie ein Gesage den erst spät aufgekommenen Namen des Berges erklärt, aber die Alpen-  
spitzen vom Ortler und Bernina im Westen bis zum Triglav im Osten an einem herrlich klaren Morgen haben über-  
schauen und auch auf unseren höchsten deutschen Berg, die Zugspitze, noch hinabsehen können. Der Reiz der Mannig-  
faltigkeit der Linien ist allerdings hier auf den denkbar  
höchsten Grad getrieben, denn es sind ja fast nur Berg-  
spitzen, die man überschaut. — Nimmt man aber den  
Standpunkt tiefer, wie etwa, um einen der herrlichsten  
Punkte zu wählen, auf der nur noch 1360 m hohen Mendel  
über Bozen, dann wirken die ringsum aufragenden Hoch-  
gebirgsgruppen auch mit dem Profil ihrer Massen, wie  
hier die Dolomiten auf der einen, Brenta, Presanella und  
Ortler auf der anderen Seite, und der Blick kann bald  
hier, bald dort lange haften, während er von den Hoch-  
gipfeln aus immer von einer Spitze zur anderen schweifen  
muß.

In den Alpentälern machen sich die Wirkungen der Man-  
nigfaltigkeit mehr auf andere Weise geltend: im Wechsel  
zwischen Fels und Wald und grünen Almen, im Gegen-  
satz dieser strotzenden Pflanzenwelt zu den öden Hochtälern  
und weißen Firnen und nicht zum mindesten in den Er-  
scheinungen der Überfülle der Bergwässer und ihrer An-  
stauungen zu Seen. Vor allem beim Übergang des Alpen-  
fußes zur Ebene tun sich Landschaftsbilder auf, die an  
Formenreichtum nicht hinter den kühnsten Bühnenschöpfun-  
gen zurückstehen, wie z. B. bei Hohenschwangau. Vgl. unser  
Bild 4 bei S. 49. Den Reiz zur Ebene abfallender Alpen-  
linien zeigt auch unser Bild 2 vom Comersee bei S. 18.

In anderer Form vereinigen sich dieselben Elemente  
Fels, Wald und Wasser zu landschaftlicher Gesamtwirkung  
in den Seenplatten Finnlands und Südschwedens bis Stock-  
holm. Bei der gleichmäßigen Erhebung kommt es nicht zu  
bemerkenswerten Höhenlinien, die Landschaft mag auch auf

die Dauer etwas einförmig wirken. Aber in einzelnen ihrer Abschnitte kann sie uns doch immer wieder von neuem anziehen. Auch da endlich, wo von diesen drei Grundformen noch eine weitere, die Felsen, ausscheidet und, wie in den Seengebieten unserer Mark, nur Kiefernwald und Wasserfläche abwechseln, kann uns dieser Wechsel noch in Stimmungen versetzen, wie sie uns vor anderen Leistungen in vielen Bildern wiedergegeben hat. Eine Wasserfläche bietet ja in jedem Falle einen ruhvollen Wechsel, so wie sie selbst innerhalb ihrer Ufer ruht.

Zu den Linien des Festen auf der Erde kommen aber noch die schwankenden der Pflanzenwelt hinzu, ja sie fallen bei vielen Ausblicken draußen noch mehr ins Auge als die von Bergen und Hügeln, vor allem, wenn wir nur einen enger begrenzten Ausschnitt vor uns haben, wie beim Durchblick durch eine Talstrecke. Solche Ausblicke haben die Landschaftsmaler gern gewählt, und so beherrscht z. B. oft bei Claude Lorrain und Poussin der Baumschlag, manchmal nur ein einzelner Baum, mit großartigen Formen ein Bild, nicht Berg oder Felsen.

Aber auf diesen Bildern, wie überhaupt bei allen den mannigfaltigen Liniengebilden, deren Bedeutung für den landschaftlichen Genuß ich bis jetzt zu schildern gesucht habe, spielt ja noch eine andere Mannigfaltigkeit mit herein oder kann sogar den Hauptteil der Anziehungskraft für sich beanspruchen, die der Farbe. Und wie reich ist der Farbenkasten der Natur ausgestattet, in welcher unendlichen Fülle von Abstufungen bietet sie uns allein die beiden Farben, mit denen sie am meisten arbeitet, grün und blau. Schwarzgrüne Nadelholzwände, Laubwald in allen Schattierungen vom Dunkel der Eichen bis zu den zarten Frühlingsblättern der Birken, sattgrüne Wiesen; dazu Büsche und Hecken, mit Frucht bestandene Äcker und Beete. Im Blau aber wetteifern oft im selben Ausblick Berge, Wasser und Himmel, und wenn ich vorhin der griechischen Küstenwelt den Preis der Linienschönheit geweiht habe, so kommt dazu noch

die Ausfüllung dieser Formen von Bergen und Buchten und des Himmels darüber mit einem Blau, von dessen Tiefe wir uns in unseren Breiten keine Vorstellung machen, das wir, auch wenn wir die Augen schließen, in seiner Kraft nicht innerlich festhalten können, so überrascht es uns immer wieder, wenn wir die Augen wieder aufschlagen. — Dieselben Bäume aber, die im Sommer mit dem Grün ihres Laubes unseren Augen so wohlthun, kleiden sich im Herbst zum Abschied in kräftiges Gelb und Rot und Braun und hüllen so die Landschaft in ein neues Gewand, das freilich den Preis höchster Farbenglut mit größter Vergänglichkeit erkaufte. Noch über andere Farben verfügt die Natur von der im Tale reisenden Saat durch graue Felswände bis hinauf zum Schnee der Firne. — Alle diese den Dingen an sich eigenen Farben vermannigfaltigen sich aber noch durch den Wechsel der Beleuchtung. Diese ist es recht eigentlich, die die Stimmung in die Landschaft bringt. Wenn graue Wolken das Land beschatten, niedrige Nebel es verhüllen, dann behagt uns, wie an sich schon der Aufenthalt draußen, so auch der Anblick nicht; wir sehnen uns nach Sonne, und wenn diese dann durchdringt und alles mit ihrem Glanz übergießt, scheint uns die Gegend wie verwandelt, sie lacht uns ins Herz hinein.

Und über der Landschaft lacht der Himmel, ja er gehört vielmehr als ein Theil zur Landschaft, und wir brauchen es nicht erst von den Malern zu lernen, daß er von vielen Ausblicken nahezu die Hälfte einnimmt und nur zurückertritt, wo hohe Bergwände im Hintergrund aufragen — oder hohe Häusermassen, wie denn viele unserer Großstadtbewohner oft monatelang oder länger günstigenfalls ein winziges Stück Himmel zwischen hohen Hofmauern durchschauen sehen. Die Armen wissen nichts davon, wie der Himmel auch außer der Sternkunde ein Feld täglicher Beobachtung und Belehrung und Freude werden kann. Wie die Wolken von den zartesten Flaumfedern wechseln bis zu schwarzdrohenden Gewitterkündern, wie sie ein ständiges

Farbenspiel der Sonne sind und uns an den Abenden wahre Wunder von Glut vorzaubern können. Zur Landschaft gehören aber diese Himmelserscheinungen, weil sie auf die Erde unter ihnen abfärben, weil das Erdenstück unter dem Himmel von dessen Beleuchtung abhängig ist und mit ihr ein untrennbares Ganzes bildet.

### 3. Mannigfaltigkeit durch Bewegung.

Über nicht nur diese Mannigfaltigkeit des Nebeneinander ist es, die uns eine Landschaft lieb macht, es gibt auch eine des Nacheinander, die diese Wirkung noch steigern oder ersetzen kann, also der Bewegung in der Natur. Wind und Wasser sind es zumeist, die sie hervorbringen. Der Wind treibt die Wolken über den Himmel und läßt sie sich zu immer wechselnden Formen zusammenballen oder zerflattern, er schaukelt die Bäume oder drückt sie mit Wucht zurück. Von meinem Schreibtisch aus sehe ich draußen eine Zypresse in des Nachbars Garten und hab' oft meine Freude an ihr, wie sie sich im Winde in schönem, elastischem Schwunge auf und ab bewegt. Auch in das flache, nüchterne Ahrenfeld bringt der Wind Leben und fährt darüber hin wie eine Wasserwelle. Und auch die wirklichen Wellen der Flüsse und Seen, die ihre Flächen bewegen und sich in schaumigen Räumen brechen, stammen vom Winde. Dieser tut uns auch den Gefallen, die Fahnen wehen und die Windmühlenflügel kreisen zu lassen, denn eine stehende Mühle, schlaff herabhängende Fahnen scheinen uns ihren Beruf zu verfehlen. Das Wasser setzt sich aber auch aus eigener Schwerkraft in Bewegung nach der Tiefe und bringt so unablässiges Leben in die Landschaft. Wie belebt sich ein Wald- oder Wiesengrund schon durch ein Bächlein, das uns murmelnd in ihm entgegenrinnt, und wie stark beruht die vielgerühmte Schönheit z. B. zweier der besuchtesten Täler deutscher Mittelgebirge, des Schwarzatales zwischen Blankenburg und Schloß Schwarzburg und des Bodetales

von der Roßtrappe bis Treeseburg nicht nur auf den Talwänden mit ihren Felsen und ihrem Baumwuchs, sondern auch auf den beiden Flüssen, wie sie dort breiter, hier eingengt, dort flacher, hier in vielfachen Stürzen zu Tal streben. Wie steigert sich diese Wirkung schon in den höheren und steileren Tälern der Mittelgebirge und vollends in den Hochgebirgen mit ihren großen Wasserfällen und dem weit steileren Gefälle ihrer Flüsse. Einzelne Beispiele lassen sich hier kaum herausheben, aus jedem Alpental strömen sie uns zu. Aus den deutschen Mittelgebirgen verdient aber doch wohl der in sieben Stufen 160 m herabfallende Gutachfall bei Triberg im Schwarzwald genannt zu werden, der solchen, die nach der Schweiz weiterreisen, einen guten Vorgesmack geben kann für den in gleichfalls sieben Abfällen in den Brienzer See aus doppelter Höhe herabstürzenden Gießbachfall.

Damit sind wir zu der gewaltigen Wirkung der Wasserfälle gekommen, die unsere Augen auch von den lockendsten Umgebungen ablenken, so sehr zieht das bei aller Gleichheit doch immer wechselnde Spiel der Wasser sie auf sich. So kann ich schon am bescheidenen Fall der Prießnitz in unserer Dresdener Heide lange diesem schäumenden Spiele zusehen und lasse mir auch in der Sächsischen Schweiz am Amselfall und am Lichtenhainer Fall die Schleusen ziehen, um mich an der schönen Wirkung der im wasserarmen Elbsandsteingebirge sorgfältig angesammelten Wassermengen zu ergötzen. Weiß ich doch, daß auch zwei Wasserfälle von Welt ruhm ihre große Wirkung ganz oder zum Teil einem künstlichen Eingriff des Menschen verdanken; von den Rakaden des Anio bei Tivoli gerade die am meisten bewunderte große, die aus einem unter Papst Leo XII. († 1829) zur Ablenkung von Überschwemmungen durch den Monte Catillo getriebenen Stollen herausquillt, und der noch weit großartigere des Velino bei Terni in Mittelitalien, der in drei Stufen 180 m abstürzt, seitdem man schon im Altertum den Fluß durch einen Kanal unmittelbar an diese steile Fels-

wand geleitet hat. Von Haus aus fiel er weit allmählicher oberhalb zu Tal in einer Schlucht, die er aber immer wieder mit seinen starken Kalkabsonderungen verstopfte. Zu beiden Fällen hat also nicht etwa die Absicht einer landschaftlichen Wirkung, sondern die Abhilfe von Verheerungen verholfen.

Die größten Wasserfälle der Welt habe ich nicht gesehen, die des Niagara in Nord- und des Iguassu in Südamerika, die Viktoriasfälle des Sambesi in Afrika, auch nicht den höchsten der Welt, der im Yosemite-tale unweit von San Franzisko in Kalifornien in drei Absätzen 790, darunter auf einmal 680 m herabstürzt und damit den höchsten Steilfall Europas, den nach seiner völligen Auflösung in Tropfen so treffend benannten Staubbachfall bei Lauterbrunnen im Berner Oberland — bei reichlichem Wasser und Sonnenbestrahlung eines der entzückendsten Naturgebilde — um mehr als das Doppelte übertrifft. Aber ich kann aus Europa die eigenartige Wirkung von zwei selten besuchten Fällen berichten. So zunächst des Trollhätta des Götaelfs, den ich lange vorher gesehen habe, ehe ihm um 1909 der größte Teil seines Wassers durch einen Kanal zu einem riesigen Turbinenkraftwerk entzogen worden ist. Damals stürzte im obersten seiner Fälle noch eine durch Felsen zusammengedrängte Wassermasse mit solcher massiger Wucht zu Tal, wie ich es sonst nirgends gesehen habe. Von ganz anderer Art ist der Smatra des Wuorenstroms in Finnland, der den gewaltigen Überschuß der Mehrzahl der Seen dieses „Landes der tausend Seen“ aus dem Saima- zum Ladoga-see abzuführen hat. Der Fall beträgt im ganzen nur 20 m und verteilt sich auf eine Strecke von über 300 m, so daß er also auf einer schiefen Ebene hinabbraust. Aber die Wassermasse des von 177 auf 46 m eingeengten Stromes ist so ungeheuer, die Widerstände der Klippen im Flußbett sind so zahlreich und stark, daß sich alles auf dieser langen Strecke unter stundenweit hörbarem Tosen in Schaumwirbel auflöst. — In ganz anderer Weise kommt die meist weit

geringere Wassermenge des Rheins im Falle bei Schaffhausen zur Geltung. Auch er ist nur 24 m tief, die Abfallsschwelle hat aber eine Länge von 116 m, so daß der Rhein wie über ein natürliches Wehr in voller Breite, nur durch einen zackigen Fels in der Mitte getrennt, abstürzt und so seinen Inhalt in vollstem Umfang im Falle zur Schau ausbreitet. — Wenn ich von den vielen Fällen, die ich gesehen habe, den für mich eindrucksvollsten nennen soll, so ist es der Krimmler Fall, in dem die Krimmler Ache des Saualtales über 400 m tief zum Pinzgau abfällt. Vielleicht gebe ich ihm diesen Vorzug, weil das ja überall fesselnde Schauspiel sich hier nicht im engen Rahmen von Felswänden, sondern an der offenen Wand eines weiten Tales abspielt. Obwohl das Wasser in drei Stufen abstürzt, erscheint der Fall so doch als eine Einheit und wirkt in seiner ganzen Höhe. Man bedenke auch bei allen dieser Zahlenangaben, daß 100 m schon eine seltene Höhe für einen Sturm sind und stelle sich einen solchen vierfach übereinandergesetzt vor. Steigt man dann an den drei Fällen in die Höhe, so kann man jedem von ihnen noch eine Fülle besonderer Wirkungen abgewinnen. Die Reize des fallenden Wassers sind ja von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und werden noch gesteigert durch den Wechsel der Beleuchtung. Ruissdaels herrliche „Landschaft mit Wasserfall“ in unserer Abbildung 7 bei S. 68 mag den Lesern ähnliche Eindrücke in Erinnerung rufen.

Aber nicht nur die Flüsse haben keine Ruhe und lösen sich im Falle zu Schaum auf, auch das Meer treibt breite Wogen unablässig dem Lande zu, bricht in der Brandung an seinen Gestaden und kann so Erscheinungen hervorrufen, die an Großartigkeit vielleicht noch die der mächtigsten Wasserfälle übertreffen. Freilich noch nicht die Brandung an unseren Flachküsten, obschon auch hier das unablässige Heranrollen, Sichaufbäumen und Niederbrechen der Wellen uns Landratten ein Schauspiel bietet, an dem man sich nicht müde sehen kann. Aber auch hier können

Sturmfluten den Anprall und Niederbruch der Wassermassen zu furchtbarer Gewalt steigern, was dann allerdings so leicht niemand mehr vom Standpunkt landschaftlichen Genusses ansehen wird. Die Meeresbrandung aber an Felsenküsten kann vom sicheren Standort aus ohne den Gedanken einer Gefahr betrachtet und zu einem unvergeßlichen Erlebnis werden. Haushoch sprüht der Gischt auf im Anprall und fällt zur Tiefe, um sogleich von der nächsten Welle abgelöst zu werden, und aus all dem weißen Schaum schaut doch unten dann und wann die blaue oder grüne Grundfarbe des Meeres hindurch. Wer z. B. an der Riviera di Levante auf der Eisenbahn von Genua nach Pisa fährt, kann diesen großartigen Ansturm der Wellen tief unter sich zwischen den vielen Tunneln sich an immer neuen Felsformen in brausendem Schwall versuchen sehen.

Wie die Sturmfluten des Meeres, so darf ich wohl auch die Bewegung, die vulkanische Kräfte hervorrufen, nicht mehr zu den landschaftlichen Genüssen rechnen, da die unheimliche Gewalt des Elementes doch eher Furcht erzeugt. Zwar hat unsere Sprache für solches Wüten der Naturkräfte, wie für Feuersbrünste, die Verbindung des Schaurig-schönen geschaffen, aber da es sich um verheerende Wirkungen handelt, so gehört schon eine Abstumpfung des Mitgefühls dazu, wie sie bei Gladiatorenkämpfen und Stiergefechten verletzend zutage tritt, um dabei den Ritzel des Wohlgefallens zu spüren. Wie es der Römer Lukrez im Eingang des zweiten Buches seiner Dichtung vom Wesen der Dinge erklärt (in Max Seydels Übertragung):

Wonnegefühl ist's, wenn sich im Sturm aufbäumen die Wogen, weilend am sicheren Strand zu betrachten den ringenden Schiffer, nicht weil Lust es gewährt, an des Andern Not sich zu weiden, sondern des eigenen Leids Abwesenheit merkst du am fremden; Wonnegefühl auch ist's, ohn' eigene Lebensgefährdung spähend die Schlacht zu verfolgen, die fern sich über's Gefild wälzt.

Die Versuchung dieses Wonnegefühls habe ich allerdings auch einmal gespürt, als ich einen Ausbruch des

Utna von der Höhe von Taormina aus, also vom Vulkan durch ein Tal getrennt, erleben konnte und das als eine glückliche Bereicherung meiner Reiseerlebnisse in Italien betrachtete, obwohl ich mir doch sagen mußte, daß die Lava auf einer mehrere Stunden langen Strecke wohlbebaute Talhänge überflute. Aber es war doch eben ein „schaurig-schönes“ Erlebnis, wie der gewaltige Berg unter unablässigem Dröhnen immer neue Rauchwolken ausstieß und sich bei Nacht die Lava wie ein feuriger Strom zu Tal wälzte. Und der Gedanke an Verheerung und Gefahr wurde etwas eingeschläfert durch die Sorglosigkeit, mit der die zunächst ungefährdete Bevölkerung um den Berg das ihnen schon gewohntere Ereignis hinnahm; wie denn in dem ländlichen Gasthaus, in dem ich bei nächtlicher Annäherung an den Lavastrom einkehrte, ein Paar die Tarantella tanzte.

Es gibt aber endlich noch eine andere Kraft, um Bewegung und Wechsel in die Landschaft zu bringen, die eigene Kraft des Menschen: Wir setzen uns selbst in Bewegung und lassen so die Dinge draußen an uns vorüberziehen, wie die Wandeldecoration im Parsifal. Oder wir stellen andere Kräfte in Dienst, um uns die eigene Bewegung zu ersparen oder beschleunigtere zu erzielen, und haben es ja in Flugzeug und Luftschiff zu bis vor kurzem noch ungeahnten Geschwindigkeiten und zur Vogelschau im wahren Sinn des Wortes gebracht. Aber ich kann vom Standpunkt meiner Aufgabe, der Zustimmung aller Rundigen getrost, hinzufügen: der landschaftliche Genuß steht in umgekehrtem Verhältnis zur Geschwindigkeit. Die Flugschau gibt nur rasch wechselnde Kartengrundrisse, läßt allen Reiz der Umrißlinien außer von größeren Höhen verschwinden. Eine Eisenbahnfahrt kann uns gewiß einen Einblick in die Art einer Gegend und in einem Tale Freude am Wechsel von Wald, Feld, Wiese und Fluß gewähren, aber doch immer nur flüchtig und mit einseitiger Blickrichtung; wir hielten so gern öfters einmal einen Ausblick länger und freier fest. Schon weit mehr gestattet das ein Flußdampfer; läßt er sich doch

besonders bei der Bergfahrt weit von den Dampfwagen der Eisenbahn am Ufer überholen und uns so in lohnender Gegend den Wechsel der Talbilder auß angenehmste genießen. Aber er bleibt doch eben ans Tal gebunden, wie ebenso die dahinstürmenden Kraftwagen und Krasträder und gewöhnlichen Fahrräder an die breiten Heerstraßen, während die Höhen darüber erst die schönsten Genüsse und freiere, frischere Luft verheißen. Das gilt ja auch noch von den Fahrten in altmodisch nur von Pferden gezogenen Wagen, obwohl im übrigen eine solche Fahrt, auch nur in einem Einspännerchen, zu den vergnüglichsten Gelegenheiten gehört, um Land und Leute kennenzulernen. So ist Goethe hochbeglückt ins ersehnte Land Italien gefahren; aber auch er klagt, daß der Postillon mehr eilte, als er wünschte, um noch die Messe in Innsbruck zu hören, und ein andermal, daß die Postillons führen, daß einem Hören und Sehen verginge. Da habe ich doch ein Rößlein, auf dem ich reite, ganz in meiner Gewalt, kann traben oder Schritt reiten, je nachdem mein Auge an der Landschaft verweilen möchte. Kann auch Höhen auf ihm erklimmen, und ich gedenke vollends der unermüdlchen Maultiere mit Bewunderung, die mich in Griechenland auf steilen Pfaden über alpenhohe Pässe, wie die Langada zwischen Lakonien und Messenien, oder auf die tempelgeschmückte Höhe über Phigalia getragen haben, und ebenso dankbar der überaus großen und kräftigen nubischen oder arabischen Esel, die mir, immer von den hinterhertrabenden Eseljungen begleitet, den Genuß der ägyptischen Landschaft erleichtert haben.

In Griechenland und Italien bin ich aber auch, ganz der Gewohnheit des Landes zuwider, viel zu Fuß gewandert, wie ich es aus deutschen Gauen von Jugend auf gewohnt war, und darf so wohl zum Schluß dieser Betrachtung über die Bewegung in der Landschaft dieser lohnendsten, gesündesten und — deutschesten Art landschaftlichen Genießens ein Loblied singen. Natürlich hier nur vom Standpunkt meiner Aufgabe, inwiefern sich dem Fußwanderer die Eigen-

art und Mannigfaltigkeit einer Landschaft völliger erschließt. Zwar den Vorzug, allein von Bergeshöhe weite Umschau halten zu können, genießt er nicht mehr, seit Bergbahnen — meines Wissens zuerst die beiden auf den Rigi von Witznau und Goldau 1871 und 1873 — auch die Schwachen oder Faulen auf eine große Zahl der lohnendsten Gipfel hinauffschaffen, ja sogar bis nahe unter den der Jungfrau und nun schon auch auf die Zugspitze. Aber es bleiben dem Fußgänger doch noch seine besten Vorrechte. Auch wenn er dieselben Höhen ersteigt, auf die die Bahnen hinaufführen, hat er schon im Aufstieg weit ausgiebiger, als ihn die Bahnfahrt bringen kann, den Genuß der allmählichen Erschließung der Aussicht, und oben beglückt ihn ein Gefühl der Befriedigung über die vollbrachte Leistung, die sich in die Freude an der Umschau einmischt. Aber er wird ja diese Höhen meist den bequemen Genießern überlassen und seine Kräfte für andere sparen, auf die ihm jene nicht folgen können. Seine Vorrechte beginnen aber schon unten im Hügellande. Er sieht einen Fußsteig einen weiten Bogen abschneiden, den die Fahrstraße um eine Schlucht macht, und entdeckt nun in dieser einen lauschigen Waldgrund am Bache. Er wählt statt der Straße durch eine Ortschaft einen weichen Wiesenpfad, der sie umgeht, und hat von ihm aus freien Ausblick über Hügel und Auen. Ja er ist zumal am Berghang und im Walde gar nicht an Weg und Steg gebunden und erklimmt so Höhen, die nur ihm zugänglich sind. Er kann auch zum Rückblick haltmachen und kann, wo ihm die Ausschau besonders gefällt, Rast halten. Er kann dazu auch sein Skizzenbuch zur Hand nehmen und einem ihm besonders bemerkenswerten oder wohlgefälligen Eindruck einen Anhalt für die Erinnerung geben. Und er singt mit Eichendorff:

Hinter mir die Städte liegen,  
Berg und Waldung vor mir steht.  
Jenseit glänzt der Himmel heiter,  
rege Sehnsucht treibt mich weiter.

Schau um dich mit freiem Blicke:  
sieh, da liegt die weite Welt,  
in der Stadt bleibt Sorg' zurücke,  
die den Sinn gefangen hält.

Oder mit Goethe:

Bleibe nicht am Boden haften,  
frisch gewagt und frisch hinaus!  
Kopf und Arm mit heitern Kräften  
überall sind sie zu Haus.  
Wo wir uns der Sonne freuen  
sind wir jede Sorge los;  
daß wir uns in ihr erfreuen,  
darum ist die Welt so groß.

Oder mit Otto Roquette:

Ihr Wandervögel in der Luft,  
im Atherglanz, im Sonnenduft,  
in blauen Himmelswellen,  
euch grüß' ich als Gefellen!  
Ein Wandervogel bin ich auch,  
mich trägt ein freier Lebenshauch,  
und meines Sanges Gabe,  
ist meine beste Habe.

Solche Zeugnisse deutscher Wanderdichtung gehören gewiß hierher, wo es gilt, sich der Quellen der Freude an der Natur draußen bewußt zu werden, und sie dienen zugleich zum Zeugnis dafür, daß ich das Fußwandern eine im besondern deutsche Art landschaftlichen Genießens genannt habe.

#### 4. Die Zutat des Menschen zur Landschaft.

Bis jetzt habe ich nur von Eindrücken gesprochen, die uns die Natur an sich bietet: am Himmel, im Meer, in den Bergen und Ebenen; das, was der Mensch zu ihr hinzutut, ist nur gelegentlich einmal, bei sich drehenden Windmühlensflügeln oder künstlich zu Fällen geleiteten Wasserströmen hereingezogen werden. Und doch hat sich das Antlitz unserer

Erdoberfläche in Jahrtausenden und in den letzten Jahrhundertern in steigendem Umfang und Zeitmaß durch die menschliche Bewohnung geändert. Je dichter diese Bevölkerung geworden ist, um so mehr Raum nehmen die Bauten ein, die sie für ihre Wohnungen u. a. Zwecke errichtet hat. Um so mehr Wald hat gerodet werden müssen, um der landwirtschaftlichen Ausnutzung des Landes Platz zu machen, um so weniger Ödland bleibt schließlich unberührt von der Hand des Menschen. Was ließe sich nicht noch alles hierzu anführen! Es ist unausbleiblich, daß durch diese unablässige Arbeit des Menschen auch das, was wir den landschaftlichen Charakter von Teilen der Erdoberfläche nennen, mehr oder minder stark beeinflusst wird. Sicher zum Teil ungünstig. Wenn wir einen Wald, in dessen Schatten unsere Augen sich vom Sonnenlicht auszuruhen und an stattlichen Bäumen zu ihren Kronen hinaufzuschauen gewohnt waren, durch breite Kahlschläge gelichtet sehen, sind wir schmerzlich enttäuscht. Mit den Steinbrüchen an den Wänden des Elbtals im Sandsteingebirge haben wir uns ja wohl etwas abgefunden, seitdem sie hier meist außer Betrieb gesetzt sind und so eine Rostfarbe bekommen haben und Büsche und Bäume in ihnen gewachsen sind; aber die von ihnen noch unberührte Strecke von der Grenze bis Bodenbach zeigt uns doch den ursprünglichen Reiz der Talwände mit ihrem Wechsel von Wald und Felsen. Vollends aber den Rangierbahnhöfen, die jetzt breite Flächen am Rand unserer Großstädte einnehmen, und den qualmenden Schornsteinwäldern unserer Industrieorte wird nicht so leicht einer einen landschaftlichen Eindruck abgewinnen, wenn sich auch neuerdings entfangungsvolle Maler an die Wiedergabe solcher spröder Stoffe gewagt haben. Auch diesen Beispielen lassen sich ja reichlich viele andere hinzufügen, wie z. B. von Schulbauten, Kasernen, Fabriken, aber auch Wohnhäusern, die den Eindruck einer Landschaft durchaus stören. Unsere Heimatschutzbewegung ist ja leider einige Jahrzehnte zu spät gekommen, als die Zeit unseres Wohlstands besonders in der

Umgebung unserer Großstädte, aber auch in Landorten schon eine Menge von Bauten hatte entstehen lassen, die in ihrer Umgebung wie Klöbe wirken. Es ist das besondere Verdienst der Arbeiten von Schulze-Naumburg, auf die im Anhang noch eingehender eingegangen wird, und des Dürerbundes, daß sie den Finger auf diese Verschandelung des Aussehens besonders unserer städtischen Vororte und Landorte gelegt und den Weg zur Besserung gewiesen zu haben.

Und doch gipfeln diese meine Betrachtungen in der Behauptung, daß die höchsten landschaftlichen Genüsse dem Zusammenwirken der Menschenhand mit der Natur verdankt werden. Was der Mensch hierzu tut, braucht gar nicht in der Absicht einer gefälligen Wirkung geschaffen zu sein. Schon ein sich durch eine Wiese schlängelnder Pfad, eine sich am Berghang hinaufwindende Straße können die Gleichförmigkeit angenehm unterbrechen, ein Steg über einen Bach, eine Brücke über einen Fluß, ein einfaches Landhaus am Waldrand unseren schweifenden Augen einen Ruhepunkt geben. Ein Ausblick von einer Höhe über ein Hügelland, aus dem da und dort ein Dorf mit roten Dächern herauschaut, regt unsere Aufmerksamkeit mehr an, als eine weite Flur nur von Feldern, Wiesen und Wäldern. Und es ist mir außer Zweifel, daß dabei, wenn auch meist unbewußt, der Gedanke mitwirkt, daß auch hier Menschen wie wir wohnen und wandeln, und uns so die Gegend, die wir schauen, vertrauter macht. Jede Spur menschlicher Besiedelung, sei es in Anpflanzungen, sei es in Wohnbauten, heimelt uns an, wenn sie bodenständig und unaufdringlich vor uns tritt; auch dann, wenn wir andere Arten der Boden- und Baukultur gewohnt sind. Jeder Begriff landschaftlicher Schönheit und vor allem bewußt gewollter Schönheit scheidet hier aus, bei keiner dieser Arbeiten des Menschen ist an eine Wirkung auf den Beschauer gedacht. Es ist das unbewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Natur, das bei einem solchen Anblick in unser Gefühl mit hereinspielt. Die Mühle im

Tale würde nicht so oft Maler und Dichter angeregt haben, wenn sie nicht auch den traulichen Eindruck eines menschlichen Betriebes gäbe. Man braucht dazu noch gar nicht gleich an eine schöne Müllerin zu denken oder beim Blick auf eine Hütte auf der Alm an eine holde Sennerin und bleibt so vor Enttäuschung bei näherem Zutreten bewahrt.

Auch von geschlossenen Ortschaften gilt das, aus angemessener Entfernung gesehen, aber noch mehr von der in Landhäuser zwischen Gärten aufgelösten Bauweise der Umgebung von Städten. Mir ist aus dem Feldzug von 1870 ein solcher Anblick unvergeßlich, dessen ich schon im Eingang kurz gedacht habe. Wir waren auf dem Marsch von Sedan nach Paris in die Nähe dieser Stadt gekommen, die schon von den uns vorausgezogenen Armeen eingeschlossen war, und hatten diese Annäherung bis dahin nur am Dichterwerden der Ortschaften gespürt. Da verkündeten, als wir in der Brie südöstlich der Hauptstadt auf einem Felde Rast hielten, einige unserer Leute, die neugierig ein Gartengrundstück zu unserer Rechten betreten hatten, man könne von da aus Paris sehen. Dort bot sich uns nun ein einzigartiges Landschaftsbild. Wir waren dicht am oberen Rande der Hochfläche, die hier zum Tale der in großen Windungen der Vereinigung mit der Seine zufließenden Marne abfällt, und hatten so freien Ausblick auf die von Hunderten von Landhäusern bedeckten Talhänge dieser Windungen; ein im Sonnenglanz überaus lieblicher und in seiner Ausdehnung dabei doch großartiger Anblick. Dabei konnte aber keines dieser Landhäuser durch etwa ihm eigne Schönheit der Form wirken; dazu waren sie nicht nah genug und schauten meist nur aus ihren Gärten heraus. Auch hier war nicht nur die Abwechslung, die die Bauten durch Form und Farbe in das Grün der Täler brachten, sondern gewiß auch der Gedanke, wie erfreulich hier zu wohnen sei, die Ursache des besonderen Entzückens, in das uns der unerwartete Anblick versetzte. Damit komme ich zurück auf den Eindruck, mit dessen Schilderung ich diese Betrachtungen begonnen habe, das freudige

Erstaunen, in das mich einstmalß die erste Fahrt auf unserer Elbe von Pillnitz nach Dresden versetzt hat. Die Talhänge waren ja damals noch weit schwächer mit Landhäusern besetzt, aber ich bin mir nicht sicher, ob die dichtere Besiedlung, besonders in Wachwitz und Loschwitz, den erfreulichen Eindruck verstärkt hat, daß es eine Lust sein müsse hier zu leben. Einige der neueren Bauten sind jedenfalls zu aufdringlich in Form und Farbe, wie das schon einmal im Kunstwart Ferdinand Avenarius, der feine Kunstkenner, ausgesprochen hat. Er hat ja unserem Elbhang jahrelang gegenüber gewohnt, im Hause des Dürerbundes, das er in absichtlichem Gegensatz sogar zu einem grünen, zwischen Gartenbäumen fast versteckten Haus gemacht hat. — Auch die Elbbrücke fehlte damals noch, die mit ihrem massigen Eisengerüst den Schönheitsfönn mancher Beschauer verlegt. Ich selbst gehöre nicht zu diesen, habe aber noch von unserem ausgezeichneten Loschwitzer Maler Oskar Zwintscher einen lebhaften Ausdruck des Unwillens über das damals noch „blaue“ Wunder gehört. — Damals genoß ich also die durch störende Eingriffe und drängende Fülle noch nicht getrübtö Freude, aus der Besiedelung des Talhangs und der Elbufer mit Landhäusern und ländlichen Ortschaften zu ersehen, wie die Großstadt jeden Vorteil des Geländes ihrer Umgebung wahrnimmt, um die Natur, die sie aus ihren Häusermassen verbannen muß, draußen möglichst nahe und ausgiebig zu genießen. Ich habe wohl auch daran gedacht, wie Künstler, wie Schiller und Richard Wagner hier Muße und Stimmung und Ludwig Richter dazu auch noch landschaftliche Anregung für ihr künstlerisches Schaffen gesucht haben.

Dieser vereinigten Wirkung der Natur und ihrer Besiedelung durch den Menschen verdanken nun auch die Uferstrecken ihre besondere Anziehungskraft, die als die landschaftlich schönsten Gegenden der Erde gelten. Ribieren sind wir sie zu nennen gewohnt, weil die bekanntesten von ihnen im Bereich der italienischen Sprache liegen, wie die

Riviera di ponente und di levante zu beiden Seiten von Genua, die von Sorrent und Amalfi am Nord- und Süd-  
 abhang des Monte Sant Angelo im Süden des Golfes von Neapel. Auch die mit diesen auf einer kurzen Strecke wetteifernde von Abbazia am Golf von Fiume ist ja nach dem Weltkrieg zu Italien geschlagen worden. Gewiß hat schon die Natur diese Küstenstrecken aufs beste ausgestattet: mit schön geschnittenen Bergformen, die sich hinter Mentone bis zu Alpenhöhe erheben, und vielfach auch schwellenden Hügeln vor diesen, mit Buchten und Felsvorsprüngen, mit dem an diesen Felsen unablässig brandenden, hinter der Brandung aber, von je höherem Standort wir es schauen, in um so tieferem Blau erstrahlenden Meere. Aber ihr herz-  
 erfreuendes, lachendes Gepräge erhalten sie doch erst durch das, was der Mensch aus ihnen mit Hilfe der Milde des Klimas gemacht hat, durch die Oliven- und Orangenwälder, durch die in Terrassen mit unablässigem Fleiß angelegten und gepflegten Anpflanzungen von Wein u. a. Gewächsen, und nicht zum letzten durch die Ortschaften, in denen er wohnt: die älteren wie Felsnester auf den Bergvorsprüngen, die jüngeren in lockeren Reihen von Landhäusern inmitten ihrer Gärten. — Auch die Dardanellen und vor allem der Bosporus werden erst durch die gleiche Folge von Ortschaften, Landhäusern und Schlössern zu den schönsten Meeres-  
 straßen von Europa, und das dänische Ufer des Sunds von Kopenhagen bis Helsingör würde uns durch das frische Grün der Wälder und Wiesen allein nicht so erfreuen, wie jetzt mit den in diese eingebetteten Landhäusern. Dichter noch drängen sich die menschlichen Ansiedelungen zusammen und beherrschen so noch mehr das Landschaftsbild in dem schon einmal (S. 22) wegen seiner Linienumrahmung gerühmten Golf von Palermo mit der conca d'oro, der Goldmuschel, zwischen diesen Bergflanken, in der Tat einer Goldgrube südlicher Fruchtbarkeit, und der Stadt zu ihrer Seite. Noch dichter im Golf von Neapel, dessen Ufer vom Posilipp bis Sorrent von einer kaum einmal unterbrochenen Kette von Ortschaft-

ten und Kulturen besetzt ist, so wie das von Strabo schon für die alte Zeit bezeugt ist, und schon dadurch verrät, daß der Vesuv dahinter und darüber zwar stetig mit Verwüstung droht, dafür aber auch mit der besonderen Fruchtbarkeit seiner Verwitterungen die Quelle des Wohlstands für diese dichte Bevölkerung geworden ist.

Auch bei Konstantinopel — der Name für die Städte auf beiden Seiten der Meerenge genommen — ist es die Verbindung von Natur und Menschenwerk, die das in seiner Art einzige Städtebild ermöglicht hat. Der Übergang vom Marmarameer in den Bosporus, der hier hinter Stambul im Goldenen Horn noch eine besondere, einer Flußmündung gleichende Seitenbucht ins Land schießt, auf beiden Seiten von Hügeln überhöht, war gewiß von Haus aus eine landschaftlich bevorzugte Stelle. Aber erst die dichte Besiedelung mit drei von Moscheen gekrönten Städten und mit Landhäusern um diese und der auf den Meeresstraßen sich drängende Weltverkehr lassen diese Vorteile der Lage im Landschaftsbild voll zur Geltung kommen. — Auch im Norden haben wir ein Stadtbild, dessen vielgerühmte Wirkung auf ähnlicher Grundlage beruht: Stockholm. Es ist aufgebaut auf Inseln und Halbinseln, zwischen denen der Mälarsee sich in mehreren Armen mit einem der am reichsten gegliederten Schärenfjords der Ostsee verbindet. Die waldbedeckten Felsabhängen aller dieser Inseln reichen noch bis dicht an die Stadt heran und geben so diesem Stadtbild seinen erfrischenden, natürlichen Einschlag. Mag man vom Mälarsee oder von der See draußen kommen, der Eindruck ist gleich beruhigend, am entzückendsten aber von einem Turm auf der Insel Tiergarten, der alle Stadtteile und Meeresarme inmitten von Wald und Fels überschauen läßt. —

Den ähnlichen oder vielleicht sogar noch stärkeren Eindruck anderer Uferstellen der Erde, an denen sich glückliche Gliederung der Küste mit reicher Besiedelung verbindet, oder, richtiger gesagt, solche Besiedelung durch jene Gliederung hervorgerufen ist, kann ich mir nur nach Landkarte

und Beschreibung vorstellen. So der Buchten von Christiania, Edinburg und Lissabon und in der neuen Welt von Newyork, San Franzisko und Rio de Janeiro; und gewiß auch mancher von kleineren, dafür aber leichter überschaubaren Verhältnissen.

Aber nicht nur die Meeresküsten zeigen solche Wunderbilder menschlicher Bewohnung, auch die gefeiertsten Binnenseen, wie vor allem die oberitalienischen, böten nur ein totes Bild ohne die lachenden Ketten von Ortschaften, Landhäusern und Pflanzungen, die ihre Ufer umsäumen. Wir brauchen auch, um die Lust solchen Anblicks zu genießen, gar nicht über die Alpen oder in sie zu ziehen, schon die Außenalster bei Hamburg gewährt uns auch ohne Berge eben durch den Uferfranz der Landhäuser ein so anmutiges Bild. Bei demselben Hamburg ruft uns dann auch noch der von reichen Parkanlagen und Landhäusern dicht besetzte rechte, erhöhte Uferstrand der Elbe nochmals in Erinnerung, was ja den Ausgangspunkt dieser Betrachtung bildete, daß auch unsere Ströme erst durch ihre Besiedelung das erfreuende Leben und das Kulturgewand erhalten, daß sie uns so besonders lieb macht. Wie könnte der Rhein unser schönster Strom sein ohne dieses ihm in zwei Jahrtausenden aufgedrückte Gepräge!

In aller Kürze muß schließlich auch noch darauf hingewiesen werden, wie der Mensch nicht nur mit dem, was er durch Bauten und Anpflanzungen für die Dauer schafft, in die Landschaft eingreift, sondern ihr Bild auch belebt mit seinem wirtschaftlichen oder geselligen Verkehr. Auch hier also noch mit einer völlig unbewußten und unbeabsichtigten Beeinflussung des Landschaftsbildes. Dazu rechnen die Herden, die er auf die Wiesen oder Hänge treibt, die Schiffe, die er den Strom auf- oder abfahren läßt, das Fuhrwerk aller — leider jezt mehr und mehr die Luft verstäubender und verstärkender — Art, mit dem er die Straßen befährt, und nicht zuletzt die einzeln oder in Gruppen wandernden Menschen.

Doch an Blumen fehlt's im Revier,  
sie nimmt gepuzte Menschen dafür.  
Kehre dich um, von diesen Höhen  
nach der Stadt zurückzusehen:  
Aus dem hohlen, finstern Tor  
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.

Die Erkenntnis, wie solches Leben das Bild einer ganzen Landschaft beleben könne, hat ja die Landschaftsmalerei Jahrhundert hindurch zur Einführung der sogenannten Stafage geführt. — Ich habe von dieser Wirkung einmal dienstlich eine äußerst liebenswürdige Probe machen können. Ich hatte als Leiter eines Dresdner Gymnasiums als einer der ersten im Lande die Bewegungsspiele — zunächst in freiwilliger Beteiligung von Schülern und Lehrern — eingeführt und für diese als eine ganz besonders schätzenswerte Vergünstigung einen von Eichen und Buschwerk umstandenen Wiesenplatz im herrlichen „Großen Garten“ überlassen bekommen. Als ich dafür nun einmal der Verwaltung des Gartens den verbindlichsten Dank ausgesprochen hatte mit Hinweis auf die Störung der Ruhe durch den Lärm und auf die Vertrampelung des Rasens, erhielt ich die Antwort, es sei nach der Auffassung der Verwaltung durch die Spiele der Jugend zu den Reizen des Gartens nur noch ein neuer hinzutreten.

Ich kann diese Ausführungen über die Bedeutung der Kultur für den Eindruck der Landschaft nicht schließen, ohne mich schon hier auf die Übereinstimmung mit einem unserer feinsten philosophischen Köpfe zu berufen, die mir so wertvoll ist, daß ich sie nicht erst mit dem Bericht über andere Schriften in den Anhang verweisen mag. Es handelt sich um Darlegungen Theodor Fehners in seiner Vorlesung über die Ästhetik (Leipz. 1876). Er schlägt in ihr in bewußtem Gegensatz zu dem Wege von oben, d. h. der Ableitung aus allgemeinsten Begriffen und Ideen, den Weg von unten ein, d. h. aus der Erfahrung im einzelnen und räumt dabei der Wirkung der Assoziation, d. h. mehr oder

minder unwillkürlichen Hineinspielens von Erinnerungen, ein weites Feld ein. Ich zeige das gleich an seiner am meisten hier einschlägigen Ausführung, S. I, 128:

„Es wird wohl jedem schon aufgefallen sein, welchen Reiz eine sonst unbedeutend scheinende Landschaft durch menschliche Bauwerke gewinnen kann. Viele Ausichten von kleinen Bergen verdanken ihren Reiz wesentlich nur dem Hinblick über eine Ortschaft im Vordergrunde einer sonst ziemlich leeren Gegend; anderen Ausichten gibt ein Schloß oder eine Ruine auf einer Höhe die reizvolle Pointe; andere werden durch hier und da zerstreute Landhäuser oder Bauernhäuser anmutig; mancher grüne Salgrund schuldet sein landschaftliches Interesse der darin nistenden Mühle mit dem morschen Stege, der dazu über das Wasser führt. Das Menschenwerk aus solchen Ortschaften wegdenken heißt oft, von der reizenden Landschaft nur gleichgültiges Land übrig lassen.“

Er erkennt nun die Ursache dieser Anziehungskraft nicht in dem, was diese Bauwerke an sich dem Auge bieten, sondern in den Gedankenverbindungen, die sich an sie knüpfen. „So kann der Rauch, der über das Dach eines Häuschens aufsteigt, ein Lichtchen, das aus einem Fenster blinkt, der Landschaft einen nicht unerheblichen Reiz zufügen.“

„Erst die Brauchbarkeit des Hauses zum Wohnen, erst das Vermögen des Baumes zum Wachsen, und was an beiden hängt, bringt Inhalt, Leben und Tiefe in den Eindruck dessen, was wir davon sehen. Ja, wie kann von einem romantischen, idyllischen, historischen Charakter der Landschaft überhaupt noch die Rede sein, wenn nicht das, was die Verhältnisse der Sichtbarkeit für das ganze Leben des Menschen bedeuten, ihnen erst die höhere malerische Bedeutung über den immerhin anzuerkennenden gegensätzlichen, harmonischen und rhythmischen Verhältnissen der Farben und Formen verleihe“ (S. 131).

Er erklärt dann auf diese Weise S. 133 f. besonders die Wirkung der Ruinen in der Landschaft ähnlich, wie es S. 50 von mir und wie es von Schulze-Naumburg gesehen ist, und bringt schließlich einen seiner Erinnerung

nach von Alexander von Humboldt getanen und nur von seinem Standpunkt aus verständlichen Ausspruch, daß sich für den Landschaftsmaler brauchbare Motive eigentlich nur in kultivierten Ländern fänden.

Auch mit dem, was Fehner S. 206 über die Wirkung bewußt schön geschaffener Architektur sagt, kann man sich auch für die Wirkung in der Landschaft einverstanden erklären, „daß die Baukunst, nachdem sie den Bedingungen äußerer Zweckmäßigkeit genügt habe, auch danach streben dürfe, den Eindruck zu dem der Schönheit zu vollenden“. Die Bauwerke, deren schöne Formen uns in der Landschaft entzücken, dienen natürlich zunächst der Erfüllung eines bestimmten Zweckes. Das leitet schon zum nächsten Abschnitt über.

## 5. Die Baukunst in der Landschaft.

Wenn ich bisher die Zutat des Menschen zur Landschaft in Pflanzungen und Bauten als eine nur ungewollt und unbewußt zu ihrer „Verschönerung“ beitragende bezeichnen zu können glaubte, so muß ich das schon für die bis jetzt besprochenen Zutaten in etwas einschränken. So haben in dem lehterwähnten Beispiel die Hamburger Kaufherren, die die Uferhänge bei Blankenese mit Gärten und Villen bedeckten, gewiß dabei nicht nur ihre eigene Lust und Erholung im Auge gehabt, sondern auch der Umgebung ihrer stolzen Stadt einen neuen Reiz, den auf der Elbe Vorüberfahrenden eine Augenweide bereiten wollen, und das gilt so von allen Parkanlagen, die nicht durch Mauern eingeschlossen oder von Straßen umgeben den offenen Teil einer Landschaft bilden, wie uns das aus England in so weitem Umfang berichtet wird. — Aber auch für die einfachsten Bauten muß geltend gemacht werden, daß die regelmäßige Form, die ihnen auch ein nur handwerksmäßig geschulter Erbauer gibt, die schlichteste Gliederung in Tür- und Fensterumfassungen doch einem gewissen Schönheitsfönn ent-

springt und entsprechend, wenn auch meist unbewußt, auf den Beschauer wirkt. Ob nicht auch die Bevorzugung des Ziegeldachß vor dem farblosen Schiefer, an der wir uns jetzt erfreuen, und die für die landschaftliche Wirkung einzelner Häuser und ganzer Häusergruppen von unverkennbarer Bedeutung ist, der Absicht auf diese Wirkung mit zu verdanken ist? — Je mehr nun aber ein künstlerischer Wille in einem Bau zutage tritt, um so mehr rechnet der Baukünstler bewußt damit, daß dieser Wille vom Beschauer erkannt und gewürdigt werde.

Für uns handelt es sich dabei nicht um jede künstlerische Wirkung der Architektur — die gehört in das Gebiet reiner Kunstwürdigung —, sondern nur um die Bedeutung der in die Landschaft gestellten Bauwerke, die damit zu einem Teile der Landschaft werden. Ich stehe nicht an, den Leitsatz des vorigen Abschnitts über die Wichtigkeit der menschlichen Zuthaten zur Landschaft überhaupt nun dahin zu steigern, daß edle oder doch gefällige Bauformen an geeigneten Stellen der Landschaft für mich die Höhepunkte landschaftlichen Genusses bedeuten. Daß ich damit nicht allein stehe, glaube ich auch in der noch folgenden besonderen Abhandlung über die Baukunst in der Landschaftsmalerei erweisen zu können. Zunächst setze ich dazu meine Betrachtung über die Elbfahrt nach Dresden fort; nicht nur, weil sie mir am nächsten liegt, sondern weil sie neben dem Rheintal und dem der Donau von Passau bis Wien — ihrer kurzen Weltenburger Felsenklause oberhalb Kelheim nicht zu vergessen! — zu den lohnendsten Stromfahrten in deutschen Landen gehört. Das Pillnitzer Schloß, unmittelbar am Ufer und der dichtbewaldeten Elbinsel gegenüber, eröffnet die Reihe der Kunstbauten mit chinesisch-barocken Formen, die man sich hier außen bei einem Lustschloß gern gefallen läßt. Auch von den Landhäusern, die von den Hängen des Salrandß herüberschauen, sind manche offensichtlich von den Baukünstlern darauf berechnet, auch vom Strom oder Tal aus zu gefallen. Voll-

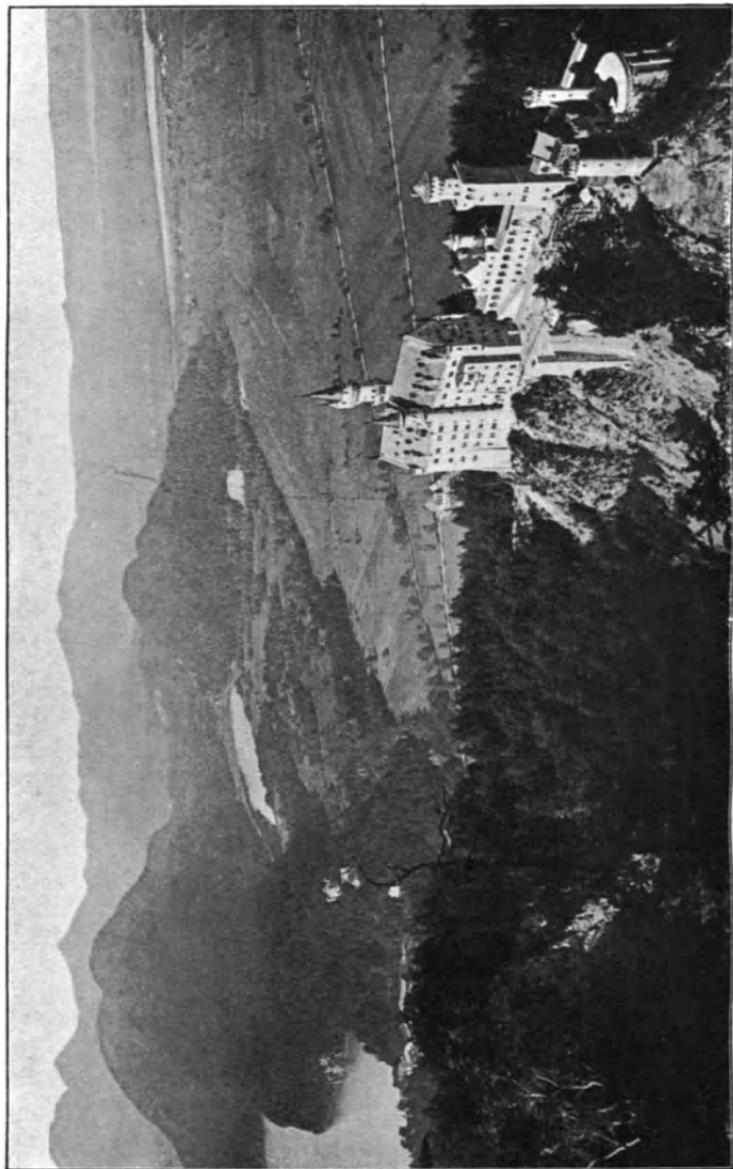
ends aber die drei Schlösser oben am Höhenrand zwischen Loschwitz und der Stadt, die der Volksmund mit dem eigentlich nur dem untersten zukommenden Namen der Albrechtsschlösser belegt hat, reichen dem Ufer zu hohem Schmuck, ohne den wir gewissermaßen die Überleitung zur Haupt- und ehemaligen Residenzstadt vermissen würden. Sie haben auch solchen Abstand voneinander, daß jedes inmitten seines Waldparks und mit seinen Terrassen für sich wirken kann, und sie sich überdies in dieser Fahrtrichtung auch in der Stattlichkeit steigern. — Erst nach dem untersten von ihnen gibt eine Biegung des Stromes den Blick in die Stadt frei, und was diesen zu einem der unvergeßlichsten seiner Art macht, beruht nun außer Zweifel auf den edlen Linien der aus der Häusermenge herausragenden Bauwerke, in allererster Linie der einzigen Frauenkirche George Bährs, deren Ruppel mit ihren vier kleinen Trabanten unter ihr mir lieber ist, als die des Domes zu Florenz und sogar von Sanct Peter in Rom. Um einen landschaftlichen, nicht rein architektonischen Eindruck handelt es sich aber bei diesem Städtebild deshalb, weil es durchaus mit auf der Wirkung des Spiegels des Stromes beruht, der sich zwischen diese Baulinien einschleibt, um dann mit einer neuen Windung in ihnen zu verschwinden. Auch wirkt die Frauenkirchenkuppel meines Erachtens im Städtebild glücklicher, als mit ihrem Unterbau zusammen vom Platze vor der Kirche aus. Hierzu unser Bild 3.

Welche Fülle schönster Erinnerungen drängt sich nun mir und vermutlich auch meinen Lesern vor das innere Auge, wenn ich den Gedanken weiter verfolgen will, daß eindrucksvolle Bauformen in ihre Wirkung unterstützender Lage den höchsten Anspruch darauf haben, als Glied landschaftlicher Schönheit zu gelten. Auf den Bergen die Burgen! Sie gehören zusammen. Der Berg ohne die Burg ist einer von vielen, die wir an einem Strom oder in einem Hügel-land hinter- oder nebeneinander sehen und von denen keiner sich so leicht unserer Erinnerung vor den anderen einprägt.



Nach Lithographie von Rob. Geißler

3. Großstadt in der Landschaft. Dresden vor 50 Jahren.



Nach Photographie

4. Baukunst in der Landschaft. Neuschwanstein.

Aber der Berg mit der Burg wirkt als ihr Unterbau; auch die Stufen, in denen er aufsteigt, gewinnen im Gesamtbild Bedeutung. Und die Burg selbst, mag sie nun erhalten oder Ruine sein, wird erst durch den Berg gleichsam auf ein Schaugerüst gehoben, wie eine Statue auf ihr Postament. Der Bau braucht dazu gar nicht von besonderem architektonischen Werte zu sein. Seine Lage sichert ihm auch ohne diesen eine Wirkung. Schloß Schwarzburg auf der von der Schwarzza umflossenen Halbinsel bietet auch mit wenig gegliederten Wänden inmitten von Wäldern und Wiesen vom Trippstein aus das schon von so vielen gerühmte Bild. Ähnlich steht es mit dem Schloß von Monaco, das auch auf einer Fels­halbinsel, aber sich in diese mit dem kleinen, engen Städtchen teilend, ins Mittelmeer vorragt und auch an der an Schönheit so überreichen Riviera ein Glanzpunkt ist, mag man die Halbinsel nun von unten, von den tropischen Gärten von Monte Carlo aus sehen oder vom Gipfel der über 500 m über ihr steil aufragenden Tête de chien, einem der herrlichsten Aussichtspunkte, auf denen ich gestanden habe.

Eine Verbindung mannigfaltiger, aber zu guter Gesamtwirkung zusammengefaßter Bauformen auf Berggipfeln zeigen so manche Burgen meiner thüringischen Heimat: die vom kunst­fönnigen Herzog von Meiningen ausgebaute Feste Heldburg, die weit mehr bekannte Feste Ro­burg, die gleichfalls jüngst dem früheren Landesfürsten Erneuerung verdankt, die Leuchtenburg und vor allem die Burg der deutschen Burgen, die Wartburg. An malerischer Wirkung wird auch diese noch übertroffen von ihrer Nachahmung Neuschwanstein, derjenigen unter den Schöpfungen König Ludwigs II. von Bayern, die der Landschaft des Standorts am besten angepaßt ist. Vgl. Bild 4. Bei ihr handelt es sich ja nun um eine von vornherein auf die Wirkung berechnete Gesamtanlage, während die älteren Bergfesten offenbar meist allmählich durch Erweiterungen in verschiedenen Baustilen ihren jetzigen Umfang gewonnen haben. Einem einheitlichen

Plan scheint aber die uns wohl nach der Wartburg am häufigsten im Bild begegnende Burg Elz ihre Entstehung zu verdanken. Sie einst im Aufsteigen in ihrem damals noch weglosen Seitental der Mosel plötzlich über mir gesehen zu haben, ist mir ein unvergeßliches Erlebnis geworden. Fenster, Dächer und Spitztürmchen zeigen in ihren eng aneinandergerückten Reihen eine auffallend gleiche Bauweise. — Auch die Bauten der Feste Hohensalzburg sind eine im wesentlichen einheitliche Anlage aus der Bauzeit um 1500. Ihre architektonische Bedeutung wird aber weit übertroffen von ihrer landschaftlichen, auf steilem Felssockel über der Stadt mit den mannigfaltig gegliederten Hochbergen im Hintergrund. Nur sie macht dieses Stadtbild zum glänzendsten der Alpenwelt. — Die Hofburg des Hradschins über Prag hat ja wohl für das Bild dieser schönen, einst deutschen Stadt eine ähnliche Bedeutung, aber ihre Gebäude sind in ganz verschiedenen Zeiten zu einer Gesamtanlage geworden und ihre landschaftliche Wirkung ist deshalb nicht eine so gedrungene, wie bei den anderen genannten Bergfesten.

Wie weit bei diesen Burgen auf Bergen von vornherein eine baukünstlerische Wirkung beabsichtigt war, kann füglich dahingestellt bleiben. Denn völlig wird diese Absicht nie gefehlt haben. Auch schon den alten Rittern und Schloßbauherren wird das Herz gelacht haben, wenn sie, von ihren Zügen heimkehrend, ihre Burg von der Höhe herübergrüßen sahen, und es muß ihr Wunsch und ihr Stolz gewesen sein, diesen weithin sichtbaren Sitz stattlich und „ansehnlich“ zu gestalten.

Daß nun so viele dieser Burgen verfallen sind und trotzdem, ja gerade durch den Verfall als Ruinen ein neues Anrecht zu gefallen erlangt haben, gehört zu den gütigen Geschenken der Natur. Denn die Natur ist es, die sich dieser zerstörten und verlassenen Bauten mit ihren elementaren Kräften bemächtigt und sie sich in Formen und Farben angeeignet hat. Die verwitterten Mauern setzen den Felsen, auf dem sie stehen, fort und bilden mit ihm ein untrenn-

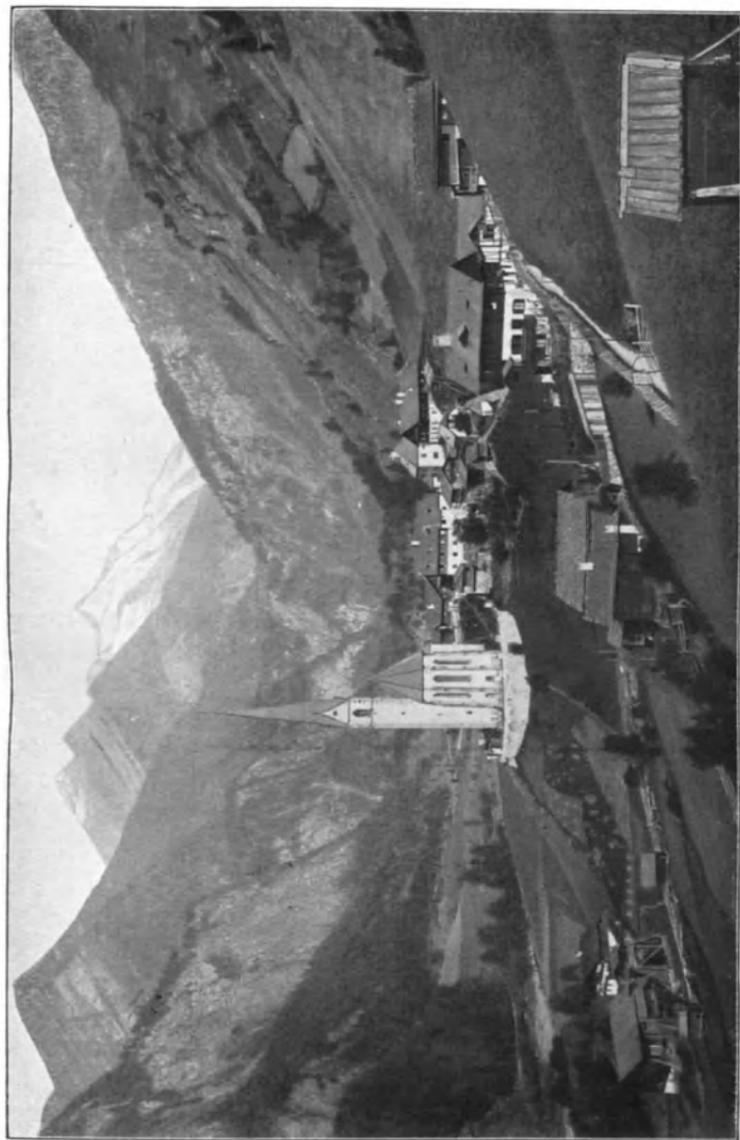
bares Ganzes. Wir nennen die Stimmung romantisch, die an diesen zerstörten Resten früherer Größe besonderes Gefallen findet und sich wohl auch gern in die Zeiten zurückversetzt, in denen diese Burgen noch aufrecht standen und auch ein aufrechtes, tapferes und, wie wir gern glauben möchten, glückliches Geschlecht in sich bargen. Sicher kommt von dem Wohlgefallen an Ruinen, das ja in der eigentlichen Zeit der Romantik so weit gegangen ist, um sogenannte künstliche Ruinen in die Landschaft zu setzen, ein gutes Teil auf Rechnung der Stimmung; aber eben so sicher ist, daß sie auch ohne diesen Beigeschmack den Hügeln oder Bergen, auf denen sie stehen, ein besonderes Gepräge geben, sie aus ihrer Umgebung herausheben.

Die Burgen und Schlösser auf den Höhen haben seit dem Durchdringen des Christentums einen Wettbewerb bekommen in Kirchen und Kapellen. Vor allem in katholischen Ländern sind diese vielerorts zu Wahrzeichen der Gegend geworden und beherrschen weithinaus das Landschaftsbild. Vielfach sind es Wallfahrtskirchen, die man so als ein verheißungsvolles Ziel frommer Wanderung vor die Augen gestellt hat, Mariaplain bei Salzburg, den Pöstlingsberg bei Linz, Vierzehnheiligen vor dem Staffelberg, den Kreuzberg bei Bonn. Andere werden weitere und vielleicht noch auffallendere Beispiele wissen. Auch ganze Klosteranlagen mit Kirchen und Wirtschaftsgebäuden hat man so auf hohe Warte gestellt, wie über der Donau in kurzen Abständen die großartigen Benediktinerabteien Melk und Gottweih, jene palastähnlich, diese burgartig, und das Augustinerchorherrenstift Klosterneuburg; über dem Innthal Stift Fiecht, über dem Ammersee Heiligenberg Undeck, über dem Main, dem genannten Staffelberg gegenüber, Kloster Banz.

Aber vor diesen großen Bergkirchen und schloßartigen Klosterbauten brauchen sich die kleinen Kapellen und Dorfkirchen nicht zu verstecken und verstecken sich auch nicht, so stehen sie von ihren Bergspitzen oder Bergvorsprüngen aus

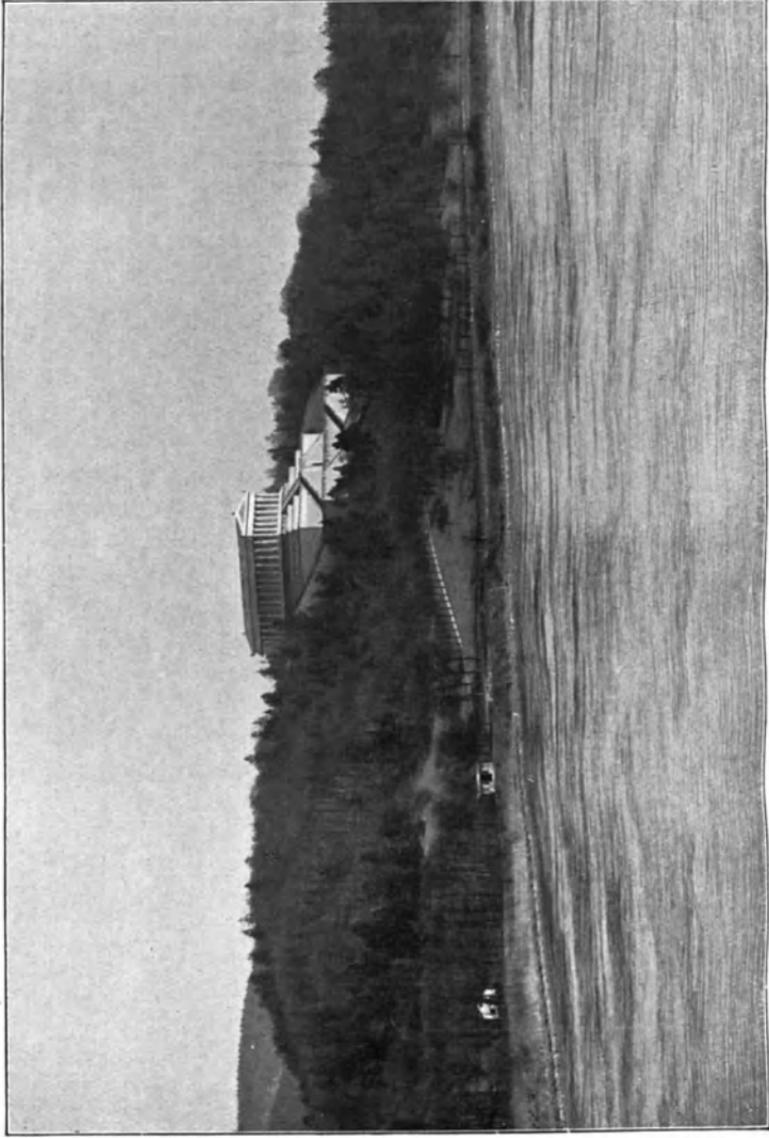
herbor und bringen auch in sonst reizlose Gegenden einen freundlichen Zug. Sie sollen ihn auch gewiß bringen und nicht nur denen, die für ein Gebet dort oben eine besonders gnädige Erhörung erhoffen. Unsere Alpen Täler zeigen sie an zahllosen Stellen. „Im 14. und 15. Jahrhundert und auch im 16. noch“, sagt ein Wiener Kunstschriftsteller, „schießen unübersehbar viele gotische Kirchen und Kirchlein allerorten, in Städten und Märkten, Dörfern und auf entlegenen Wallfahrtsbergen aus dem Boden. Durchweg sind sie höchst glücklich dem Ortsbilde eingepaßt und bilden im Lande einen Schmuck der Gegend.“ Um wenigstens ein Beispiel zu nennen, erinnere ich die, die das Ötztal kennen, an das Kirchlein des kaum hundert Bewohner zählenden Dörfchens Heiligkreuz, wie es den nach West Aufsteigenden stundenlang ein Ziel ihrer Füße, vor allem aber ihrer Blicke ist. In Abbildung 5 geben wir die Kirche von Heiligenblut am Glockner. — Auch unseren deutschen Mittelgebirgen in evangelischen Landen fehlen solche weit hinaus sichtbare Kirchen nicht. Ins Riesengebirge hat Friedrich Wilhelm IV. über Brückenberg die Kirche Wang aus Norwegen verpflanzt, der man aber seitdem durch einen Gasthofbau ein gutes Teil ihrer Sichtbarkeit genommen hat! Aus meiner nordfränkischen Heimat ist mir die Kirche des Dorfes Stelzen am Hang des Bleßbergs von früher Jugend an als ein solches Blickziel für das ganze oberste Werratal vertraut. Und wie in flacherem Land schon eine geringe Bodenerhebung genügt, um eine Kirche zu einer Landmarke zu machen, zeigt die Kirche von Wantewitz nördlich von Meissen, die, auf der niedrigen Bodenschwelle gelegen, welche etwas weiter östlich die Leipzig—Dresdner Eisenbahn in einem kurzen Tunnel durchfährt, in weitem Umkreis und bis zu den Dresdner Höhen kenntlich ist. Auch diese kurze Reihe von Beispielen wird jeder Leser aus seiner Erinnerung durch andere erweitern können, die sich ihm als Lichtpunkte ihrer Landschaft eingeprägt haben.

Die bis jetzt genannten Kirchen und Klöster wirkten im



Kunstverlag Stengel & Co., Dresden

5. Kirche in der Landschaft. Heiligenblut am Glockner.



Techno-Phot.-Archiv, Berlin-Friedenau

6. Baufunft in der Landschaft. Die Walhalla bei Regensburg.

Landschaftsbild mit dem vollen Umfang ihrer Bauten und in ihnen der Türme. In weit, weit mehr Fällen kommen aber nur die Türme zur Geltung und allenfalls das Dach der Kirche, diese selbst verschwindet hinter den Häusern ihrer Umgebung. Das ist die unzählbare Menge der Türme der Kirchen von Dörfern und kleinen Städten, um die sich ihre Ortschaften als um ihren Mittelpunkt gruppieren und die die Aufmerksamkeit mehr auf sich ziehen, als die ganze Menge der Dächer und Häuser um sie herum. Es ist das nicht nur ein Eigenbesitz der deutschen Landschaft, überall wo Kirchen gebaut werden und Türme haben, spielen diese eine ähnliche Rolle, die der Moscheen und Minarett's ist wenigstens verwandt. Aber die deutsche Landschaft verdankt den Kirchtürmen doch wohl am meisten. In Italien, z. B. tritt die Besiedelung mit Dörfern stark hinter der mit Städten zurück, in Unteritalien und Sizilien fehlen Dörfer fast ganz. Die Städte haben ja nun auch ihre Kirchen, aber es treten in ihnen immer gleich eine ganze Anzahl miteinander und mit anderen Hochbauten in Wettbewerb, und es bieten sich uns so wohl recht mannigfaltige Städtebilder, aber ohne den einheitlichen Mittelpunkt, den unsere Dörfer und Städtchen in ihren Kirchtürmen finden. Von diesen kann man gestraft sagen, daß die deutsche Landschaft ihnen einen ihrer größten und häufigsten Reize verdankt. Dabei fesseln sie uns auch durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen. In der einen Gegend überwiegt diese mehr, in einer anderen jene, so daß es sich verlohnen würde, wie eine Geographie der Pflanzenverbreitung, so auch einmal eine der Formen der Kirchtürme aufzustellen. Sicher liegt aber hier der baukünstlerische Wille vor, zu gefallen, verbunden mit dem kirchlichen Willen, daß der Bau zum Himmel strebe, die weltlichen Bauten rings herum überrage und mit seinem Glockenruf in die Weite dringe.

Die Rolle der Kirchen nehmen die Tempel der alten Welt ein. Wir haben einen solchen auch in unserer deutschen Landschaft, dank der Baulust eines bayrischen Königs, in

der Walhalla, auf einem Vorsprung des die Donau abwärts von Regensburg am linken Ufer begleitenden Höhenzugs. Auch wer sie nur aus geraumer Entfernung von der Eisenbahnfahrt nach München gesehen hat, wird etwas von dem Adel dieses Säulenbaus empfunden haben und mir auch zugeben, daß er, etwa an einen Platz einer Großstadt gestellt, um ein gut Teil seiner Wirkung käme; daß aber andererseits jene Berghöhe ohne den Tempelbau niemandem in die Augen gefallen wäre. Vgl. Bild 6. — Diese Steigerung des Anblicks eines Tempels durch Höhenlage haben die Griechen mit ihrem ursprünglichen Gefühl für künstlerische Wirkung früh herausgefunden. In Sizilien haben sie in Agrigent eine ganze Reihe riesiger Tempel an den Rand einer Terrasse gebaut, die steil zu dem sich zum Meere absenkenden Unterland abfällt, so daß die aus dem Hafen zur Stadt Kommenden einen unvergleichlich großartigen Anblick gehabt haben müssen. Den zur See nach Athen Fahrenden grüßte von der felsigen Südspitze von Attika ein Tempel des Poseidon, und seine stattlichen Reste tun es noch heute. Bei der Anlage anderer Tempel auf Bergeshöhen spielte auch die altherkömmliche Verehrung von Gottheiten auf diesen Höhen mit herein. So bei dem Tempel auf Agina und dem etwa in der Höhe des Brodens über Phigalia in Arkadien errichteten Apollotempel. Daß aber hier überall auch eine landschaftliche Wirkung bewußt erstrebt worden ist, darüber kann kein Zweifel sein. Ebensovienig — um das beste Beispiel zuletzt zu bringen — daß die Athener, wenn sie die Akropolis aus einer Burg in eine Weihstätte umwandelten und auf ihr ihre herrlichsten Tempel erbauten, damit nicht nur die Verehrung ihrer Gottheiten über das Treiben der Stadt erheben, sondern auch weithin über Land und Meer von der Herrlichkeit ihrer Stadt und ihrer Schönheitsfreude Kunde geben wollten.

Außer den Burgen, Schlössern, Kirchen und Tempeln können aber auch noch andere Bauwerke entscheidend in das Landschaftsbild eingreifen. Ich nenne vor allem die

Brücken. Nicht nur, daß sie mit gefälligen, zum Teil sogar großartigen geschwungenen Formen das Auge erfreuen, ich begrüße sie auch mit dem Selbstbewußtsein, wie der Mensch die trennenden Klüfte und Ströme zu überwinden, „überbrücken“ vermocht hat. Und dies mit steigender technischer Fertigkeit und äußerer Leichtigkeit. Wir haben in den Ländern am Mittelmeer noch Brücken, die vor der Erfindung des Gewölbesteinschnitts durch die Römer mit sog. Übertragung hergestellt sind und deshalb besonders hoch aufgeführt werden mußten. Ähnlich hoch war auch die alte, 1888 eingestürzte Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht der Reuß an der Gotthardstraße aufgewölbt, die Sell bei Schiller dem Parricida als die Brücke, welche stäubet, nennt, und hat mit zum Gepräge der gewaltigen Landschaft beigetragen. Auch Brücken in drei Stockwerken übereinander, wie unsere altberühmte Gölkschtalbrücke, haben die Römer schon gebaut; eine solche, für eine Wasserleitung bestimmte ist in Südfrankreich unweit Nimes als pont du Gard wohl erhalten und hat auf mich gefälliger gewirkt als die genannte sächsische. Diese und noch längere Bogenbrücken wirken ja auch mit der regelmäßigen Wiederkehr der gleichen Form.<sup>1)</sup> Viel leichtere Überwölbungen gestattet uns jetzt der Eisenbau, und auch er ist von den plumperen Formen der kastenförmigen Gitterträger, wie sie z. B. die alte Kölner Rheinbrücke zeigte, zu leichter geschwungenen Formen vorgeschritten, die der Landschaft zur Zierde gereichen. Der Eisenbau hat so mit seinen Kettenbrücken, mit doppelt — nach oben und unten — gewölbten Gitterträgern, mit weiten Bogenspannungen mit verschiedenen Stützungen neue Schönheitsformen geschaffen, denen wir ebensosehr ihre Eigenart zuerkennen müssen, wie den schweren wuchtigen Pfeilern und Bogen unserer alten Dresdner

---

1) In dieser besonders sieht Marcus „Die ornamentale Schönheit der Landschaft und der Natur“, München 1912, eine der wirksamsten Ursachen der „Schönheit“ der Landschaft.

Augustusbrücke. Auch der Eiffelturm hat so seine Schönheit, und ich erkenne sie auch unserer Lothwitzer Brücke mit ihrer jeden Strompfeiler ersparenden Spannweite ebenso zu, wie dem Steinbau unserer neuen Augustusbrücke, in der ich mit ihrer Gesamtwölbung und ihren sich unter dieser nach den Ufern zu verengenden Bogen ein besonderes Kunstwerk bewundere.

Den Bauformen verdankt der landschaftliche Genuß aber auch noch eine andere Steigerung: indem sie für Ausblicke einen Rahmen abgeben. Ob es nun die Erinnerung an die Einrahmungen der Landschaftsgemälde ist und uns die Naturbilder als Kunstschöpfungen vortäuscht, oder ob sich wie für das Gemälde so auch für ein Stück Natur die Begrenzung auf einen bestimmten Ausschnitt an sich als ein Vorteil erweist, über die Wirkung selbst wird wohl jeder meiner Leser mit mir einverstanden sein, daß sie uns immer wieder in ihrer Stärke überrascht. An jedem Fenster eines ausrichtreichen Hauses, jedem Teile einer Laubenhalle (Veranda, Pergola) können wir sie wahrnehmen. Auch niedrigere Aussichtsluken, wie z. B. im Turmaufbau des Gasthauses auf dem Großen Winterberg in der Sächsischen Schweiz, teilen die Rundschau sehr vorteilhaft in eine Folge von Einzelbildern. Bei Dresden hat uns kurz vor dem Kriege der dann leider im Felde durch einen Unglücksfall umgekommene Stadtbaumeister Erlwein auf dem Wolfshügel in der Heide über der Stadt einen Aussichtsturm errichtet, dessen Außenmauern er in einer Bogenhalle aufgelöst hat, in deren Rahmen wir beim Aufsteigen die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung nach und nach in Einzelbildern genießen, ehe wir sie oben im Rundblick vor uns haben. Die schon einmal genannte Aussicht vom Trippstein auf Schloß Schwarzburg gewinnt ihren besonderen Reiz nur dadurch, daß wir sie durch den offenen Wandausschnitt eines Vorkenhäuschens sehen. Die Aussicht hinter Meran über das Etschtal bis zur Mendel ist gewiß an sich von jedem Standort aus herrlich; wer sie aber einmal durch die Fenster von

Schloß Tirol gesehen hat, dem wird sie sich gerade in diesem Rahmen unvergeßlich eingeprägt haben. Jeder wird weitere Beispiele aus seiner Erinnerung hinzufügen können. Ich bringe nun noch eines. Die Akropolis von Athen bietet den wegen seiner Linienschönheit schon einmal gewürdigten Blick über den Saronischen Golf mit den Inseln Salamis und Agina, über die Berge von Eleusis, Megara, Korinth, des Peloponnes bis zur Südspitze von Argolis in fein gezeichneten Linien, das Meer mit den Bergen wetteifernd in allen Färbungen des Blau. Schaut man diese Aussicht aber zwischen den Säulen des Parthenon, so tritt die Wirkung dieses edlen Baus noch verstärkend hinzu und gewährt uns Zwischenblicke in köstlichem Rahmen. Wir werden in dem folgenden Abschnitt über die Baukunst in der Landschaftsmalerei sehen, daß sich die Maler dieses Vorteils der Einrahmung häufig bedient haben.

## 6. Die Baukunst in der Landschaftsmalerei.

Daß die Landschaftsmalerei die von mir dargelegten einfachen Ursachen des Wohlgefallens an landschaftlichen Eindrücken insoweit bestätigt, als sie die Mannigfaltigkeit vor der Einförmigkeit bevorzugt, liegt so auf offener Hand, daß es keines besonderen Nachweises bedarf. Man könnte nur allenfalls alle die Möglichkeiten der Mannigfaltigkeit in Formen und Farben aufzählen und mit Beispielen belegen. Die zweite Ursache, die Wirkung der Bewegung, kann die Malerei nur andeuten, wie wir es z. B. aus Calames Eichen im Sturm herausspüren, daß sie von der Wucht des Windes zurückgedrückt werden; oder wie wir es einem Bilde der Meeresbrandung ansehen, daß die aufschäumenden Wogen schon im nächsten Augenblick in sich zusammenstürzen und anderen Platz machen werden. Aber das sind doch nur seltene Aufgaben für die Malerei, sie stellt ganz überwiegend ihre Gegenstände in der Ruhe dar. — Ob aber endlich das Hauptergebnis meiner Betrachtungen — immer festgehal-

ten, vom Standpunkt meines Geschmacks aus — in der Landschaftsmalerei Bestätigung findet, daß uns erst die Spuren menschlichen Wohnens und Schaffens eine Landschaft so recht vertraut machen, und daß die höchsten Genüsse in ihr bewußtem baukünstlerischem Schaffen verdankt werden?

Aus dieser Betrachtung müssen natürlich ausscheiden Bilder von Bauwerken, die offensichtlich nur deren Wiedergabe gelten, auch wenn sie draußen in der Landschaft stehen und vielleicht ein Stück von dieser mit enthalten. Ebenso auch Bilder ganzer Baufronten, wie besonders von oder aus Städten, die sogenannten Veduten und Prospekte. Diese sollen natürlich den Eindruck von Bauformen und ihrer verschiedenen Beleuchtung und Erhaltung wiedergeben; als Landschaften in unserem Sinne oder Teile von ihnen werden wir sie aber nur allenfalls dann gelten lassen, wenn sie so weit vom Beschauer abgerückt sind, daß außer ihnen ein gut Teil natürlicher Umgebung sichtbar wird. Damit scheiden z. B. wohl sämtliche Bilder Canalettos aus Dresden, Pirna und Italien aus, denn es ist ja selbstverständlich, daß sie Architektur-, nicht Landschaftsbilder sind. Aber auch noch auf eine weitere große Zahl von Bildern, in denen Kunstbauten eine Rolle spielen, glaube ich mich nicht berufen zu dürfen. Das sind die palastartigen Bauten, in die die italienischen Maler vom 14. Jahrhundert an ihre Darstellungen aus der heiligen Geschichte verlegen und die sich dem neu aufgekommenen Baustile anpassen. In manchen Fällen ist ja ein Palast als Ort der Handlung denkbar, wie in Paul Veroneses Hochzeit zu Kana und Gastmahl des Levi. Auch in Lionardo da Vincis Abendmahl finden wir uns noch gern mit dem vornehmen Gastraum ab, wenn auch unserer Auffassung ein schlichterer mehr zusagen würde. Die Vertreibung des Heliodor, die Raffael für die Stützen in einen Kirchbau nach Art der Peterskirche verlegt hat, vollzog sich ja nach Matth. II, 3 im Tempel zu Jerusalem, und für die erlauchete Versammlung seiner Schule von Athen können

wir uns mit ihm den Raum nicht großartig genug denken. Aber das sind nur Ausnahmen, die bei weitem meisten dieser stolzen architektonischen Einfassungen stimmen nach unserem Gefühl nicht zu den in oder vor sie verlegten Handlungen. Die Verhältnisse z. B., in denen die Mutter Christi aufwuchs, denken wir uns so schlicht, daß uns der reiche Saal mit Renaissanceornamenten und Puttenfries, in den Ghirlandajo ihre Geburt verlegt, der Bogenbau, in dem derselbe sie von Elisabeth begrüßen läßt, die stolzen Räume der vielen Bilder mit der Verkündigung des Engels nicht passend erscheinen und wir nur allenfalls die prächtigen Rundbauten, vor denen Perugino und Raffael die Vermählung der Maria darstellen, als die zu der Handlung gehörigen Kirchen auffassen können. Auch die Paläste, in deren Höfe ein unbekannter Maler in Padua das Martyrium des heiligen Georg und Antonello di Messina das des heiligen Sebastian verlegt, wollen uns wenig als Schauplätze solcher Folterungen passend erscheinen.

Das sind nur wenige Beispiele aus einer großen Fülle ähnlicher Architekturrahmen. Aber ihre Fülle zeigt uns eines mit größter Deutlichkeit: die geradezu leidenschaftliche Freude, die diese Geschlechter von Künstlern, denen wir ja auch niederländische und deutsche anreihen könnten, an den neu belebten Bauformen des römischen Altertums hatten und die sie diese, wo es nur irgend möglich war, auch im Bilde zur Geltung bringen ließ. Wir wissen ja auch, daß eine Reihe von Malern der Renaissance, und unter ihnen die größten Michel Angelo und Raffael, auch als Architekten tätig gewesen sind und ihnen so eine Einbeziehung dieser Kunst in ihre Gemälde besonders nahe lag.

Auf diese Architekturhintergründe und Einfassungen mußte aber hier, wenn auch diese Bilder nur ganz beschränkt etwas mit Landschaft zu tun haben, doch kurz eingegangen werden, um die große Bedeutung verstehen zu können, die in der Malerei dieser Jahrhunderte den Formen des Kunst-

baus auch in der eigentlichen Landschaft zukommt. Denn weil die Lust an schönen Bauformen so überaus groß war, suchte man sie auch im Bilde der reinen Landschaft so oft wie möglich anzubringen. Diese ersten Jahrhunderte der neueren Malerei kennen ja nun wohl das Landschaftsbild als Aufgabe für sich noch nicht, aber das Bedürfnis, die Natur draußen mit Berg und Tal und See und dem Himmel darüber auch im Bilde erfreuen zu lassen, fühlten sie schon in hohem Grade und ließen so diese Natur neben dem engeren Schauplatz der Bilder oder durch dessen Bogenhallen oder Fenster oder, wo sonst ein Platz war, herein schauen. Dabei schmückten sie nun diese Ausblicke in größter Gebefreudigkeit mit Burgen und Schlössern und Kirchen, sei es in deutlicher Ausführung in der Nähe, sei es mehr angedeutet in der Ferne. Die Fülle der Beispiele ist für einen, der einmal sein besonderes Augenmerk hierauf richtet, geradezu überwältigend, und ich kann alle diese Künstler als Eideshelfer für meinen Leitsatz aufrufen, daß eine Landschaft durch wirksame Bauformen ihren größten Reiz erhält. Denn alle diese Maler wollten doch offensichtlich mit diesen baulichen Zutaten das, was sie von landschaftlichen Hintergründen gaben, noch reizvoller machen. — Diese Beobachtung beschränkt sich aber nicht etwa auf die Malerei des 14. bis 16. Jahrhunderts, in denen die Darstellung der Landschaft nur erst eine Nebenaufgabe der Malerei war, sie gilt auch für die erste Blüte der neuen Landschaftsmalerei, für den Höhepunkt dieser Kunst im 17. Jahrhundert und nicht minder für das Wiederaufleben der klassischen Landschaftsmalerei mit Joseph Anton Koch und für Ludwig Richter. Beobachtet habe ich als Dresdner natürlich vor allem in der Dresdner Galerie, zur Ergänzung aber auch die Erinnerung an früher besuchte Sammlungen in Berlin, München, Petersburg und Italien durch Seemanns „Kunsthistorische Bilderbogen“ und die Bildsammlungen der „Klassiker der Kunst“ aufgefrischt, die ja für das Gegenständliche der Bilder ausreichen, vor allem aber aus Dürers Kupferstichen

und aus den Tafeln in Gerstenbergs „Die ideale Landschaftsmalerei“ (Halle 1923) reichen Ertrag gezogen.

Ich kann die Ergebnisse dieser Beobachtungen hier natürlich nur in aller Kürze zusammenfassen und zunächst rein zahlenmäßig schätzen, daß mindestens vier Fünftel aller Landschaftsbilder auch Bauten an mehr oder minder hervortretender Stelle aufweisen. Zur Minderheit gehören vor allem reine Waldlandschaften, wie Kuisdaels Furt im Walde, Wasserfall, Eichenhügel u. a. in Dresden und Eichenwald in Berlin, Waldbilder von Schiavone und Coningloo bei Gerstenberg Taf. VII, und bei neueren Malern Hochgebirgsansichten. Wo aber der Wald einen Durchblick gewährt, sieht man z. B. hinten einen stattlichen Wartturm in Muzianos „Bergwald“ (in Hamburg; Taf. XI) einen breiten Bau mit durchscheinenden Fenstern in Rembrandts „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ (Taf. LI, 2).

Nur ausnahmsweise haben die Architekturen, mit denen die Landschaftler ihre Bilder schmücken, eine Bedeutung für die Handlung des Bildes, wie wenn bei Claude Lorrain das Heiligtum des delphischen Apollo den ihm zuwandernden Pilgern in schönstem Aufbau als Ziel erscheint — nebenbei ein Beispiel, wie ahnungslos diese Bildner griechischer Landschaften von der großartigen Wirklichkeit waren —, in der Regel sollen die Bauformen in das Bild lediglich Mannigfaltigkeit und Schmuck bringen. Wenn z. B. hinter Palma Vecchios ruhender Venus ein stolzes Schloß auf waldigem Berg in hellem Lichte erscheint und ebenso zu Giorgiones Venus eine von Sizian hinzugefügte feste Burg rechts auf der Höhe und eine zweite mehr links im Hintergrund, sollen wir uns da etwa die Göttin, oder seien es auch nur beliebige schöne Frauen, mit diesen Schlössern als Bewohnerinnen in Beziehung denken? Es ist lediglich die Freude an schönen Bauformen, die diese Beigaben zur Landschaft veranlaßt hat. Von den älteren italienischen Malern nenne ich vor allem Perugino, der seine Verkündigungen, Madonna, Anbetungen des Kindes, Kreuzigungen fast immer

vor landschaftlichen Hintergrund stellt und für diese nur selten einmal auf den Schmuck eines Turmes, einer Burg oder einer turmreichen Stadt verzichtet. Er verwendet auch schon den besonderen Reiz des Durchblicks durch Bogen oder Fenster, wie z. B. auf seiner Verkündigung (in Perugia) die Landschaft durch zwei offene Bogen des Palastraums durchschaut, in ihr eine Stadt am See. Die Wirkung der Bauform kommt ja so doppelt zur Geltung, in der Umrahmung und in den Linien des geschauten Baus. Diesen schönen Vorteil haben auch die größten Künstler wahrgenommen: Filippino Lippi läßt im „Martyrium Petri“ (Florenz) durch eine Bogentür einen spitzen Kirchturm sehen, Ghirlandajo in der „Heimsuchung“ (Paris) durch einen Torbogen eine hochaufliegende Feste; in Lionardos „Abendmahl“ sehen wir durch zwei der Fenster edle Berglinien und vor ihnen mehrere Bauten mit Türmen von mäßiger Höhe. Aus Dürers Stichen ein mehr merkwürdiges als wirksames, fast spielerisches Beispiel: Auf der Madonna mit der Birne geht durch den Hintergrund eine feste Stadtmauer mit spitzem, offenem Tor und in dessen engem Raum wird in weiterer Ferne noch ein kirchenartiger Bau sichtbar; außerdem ganz rechts noch ein Stück einer Kirche mit Türmchen hinten auf dem Dachfirst. — Peruginos großer Schüler Raffael hat ja gleichfalls seine Madonnen oft vor einen anmutigen landschaftlichen Hintergrund gestellt und gleichfalls meist Bauformen zu dieser Anmut beitragen lassen. Noch etwas in der grotesken älteren Art in Bildern seiner Frühzeit, ausgeglichener z. B. in der „Madonna von Folligno“ mit der Ansicht einer Stadt hinter einem Flusse; mit dem Blick auf zwei betürmte Anlagen rechts und links der Madonna in der heil. Familie aus dem Hause Canigiani in München. Des besonderen Reizes eines eingerahmten Durchblicks ist auch er sich bewußt gewesen und läßt so auf dem Karton des Opfers von Lystra zwischen zwei Säulen eines Palastes eine Bildsäule des Hermes auf Postament und ein turmreiches Stück einer Stadt erscheinen, und

hinter seiner Madonna Albobrandini in der Nationalgalerie in London eröffnen uns zwei Bogenfenster Ausblicke auf Gelände mit Turmbauten.

Von Gemälden nordischer Maler schwelgt ein von Gerstenberg a. a. O. auf Tafel III wiedergegebenes Bild „Tod und Leben“ eines oberdeutschen Malers um 1480 aus dem Germanischen Museum geradezu in zierenden Bauformen. Es bringt im linken Teil für den Tod eine Winter-, im rechten für das Leben eine Sommerlandschaft, im hohen Hintergrund gehen aber ein phantastischer steiler Felsberg und hinter diesem eine Seefläche durch beide Hälften durch. Der Felsberg trägt nun auf der Seite des Todes oben und am Fuße Ruinen, auf der des Lebens gut erhaltene Bauten, in halber Höhe eine schöne Kirche, unten einen Ort mit kathedralenartigem Bau. Dazu liegt links hinten am Wasser eine Stadt mit Mauertürmen und hohem Kirchturm, und an den Küstenhöhen sind runde Turmklöße sichtbar, ebenso rechts hinter dem Wasser zwei burggekrönte Berge und vor ihnen schauen auf Inseln noch spitze Türme heraus. — Auf manchen Bildern dieser Zeit sind ja die Felsen sowohl wie die Bauten noch phantastischer, auf keinem wohl aber beide so sehr wie auf Jan van Scorels (1495—1562) „David und Goliath“ in der Dresdner Galerie. Die Felsberge möchte man erst für Wolken halten, und ein großer Turmbau und ein halbkreisförmiger Säulengang entstammen einer gleich üppigen Phantasie. Wie viel maßvoller, wenn auch noch klotzig, ist der Felsen und wie klassisch der Tempelbau auf dem etwa gleichzeitigen Bild des Caravaggio, das Gerstenberg (Taf. IX) „Maria Aegyptiaca“ nennt. Auch soll eine Ruine auf dem Felsen diesem etwas Kultur geben.

In Albrecht Dürers Kupferstichen ist, soweit sie überhaupt den Anfaß zu einer Landschaft enthalten, die Zahl derer, die auf die verschönernde Zutat irgendwelcher Bauformen verzichten, verschwindend gering, wie z. B. im „Heil. Sebastian an der Säule“ (Nr. 56 der in Schumanns Ver-

lag in Leipzig erschienenen Sammlung), wo den Hintergrund ein Berg mit nackten Felsgipfeln über einem Flußtal bildet, im „Fährich“ (Nr. 87) und den „Sechs Kriegern“ (Nr. 88), hinter denen aber doch einige Schiffe das Meer beleben. In der Regel ist das Bestreben unverkennbar, dem landschaftlichen Hintergrund durch Schönbauten eine besondere Anziehungskraft zu geben. So blicken wir in der bekannten „Weihnacht oder Geburt Christi“ (Nr. 2) durch ein Hoftor auf ein liebliches Landhaus zwischen Bäumen, in „Maria an der Mauer“ (Nr. 40) verläuft diese Mauer nach hinten in reicher Gliederung mit Türmen und Zinnen nach Art von Rotenburg o. d. T., im „Ritter trotz Tod und Feufel“ (Nr. 98) sehen wir eine ungemein liebevoll ausgestaltete Burg auf der Höhe, die wir uns ja, wenn es uns so beliebt, als die des Ritters vorstellen können. Auffallend häufig verwendet Dürer die Lage am Wasser zur Erhöhung der Wirkung seiner architektonischen Beigaben. In der „Melancholie“ (Nr. 74) erscheint hinter dem Turmunterbau des Vordergrundes eine Seefläche, und an deren Rüste auf einem Vorsprung ein burgartiger Stadtteil, eine ähnliche Anlage in „Maria, von dem Engel gekrönt“ (Nr. 37); in „Maria mit dem Affen“ (Nr. 42) ein überaus anmutiges Flußtal mit einem ländlichen Turm vorn und anderen turmgekrönten Bauten in der Ferne; ähnlich in der „Heiligen Familie mit der Heuschrecke“ (Nr. 44), im „Heiligen Georg zu Fuß“ (Nr. 53) ein weiter See gleich mit vier solchen Burgen am Strand, im „Heiligen büßenden Hieronymus“ (Nr. 61) ein schönes Inselchloß u. a. m. Alle diese Schlösser oder Burgen sind ganz unaufdringlich nur mit zarten Strichen gezeichnet, aber sie zeigen uns auch so die Freude, die es dem Künstler macht, seine Landschaften mit solchen Bauformen seiner Erfindung zu schmücken. Noch wirksamer konnte er freilich diese baukünstlerische Gestaltungslust werden lassen, wenn er Burgen im nahen Hintergrunde um und auf steile Berge legte, wie im „Liebeshandel“ (Nr. 93), in „Meerwunder“ (Nr. 71), im „Heiligen

Eustach“ (Nr. 57) und vor allem im „Heiligen Anton“ (Nr. 58), wo die aus der festen Stadt aufsteigende Burg jeden, der Nürnberg kennt, an dieses Vorbild erinnern muß. — Auf nicht wenigen dieser Bilder spielt die Landschaft eine so wichtige Rolle, daß man eher den Heiligen vor ihr als ein Nebenwerk anzusehen genötigt ist, als umgekehrt.

Das gleiche gilt nun auch von der Blütezeit der idealen Landschaftsmalerei, wie sie Gerstenberg in dem schon S. 61 genannten Buch geschildert und uns mit einer großen Anzahl von Abbildungen nahe gebracht hat. „Ihre Begründung und Vollendung in Rom“ heißt die Ergänzung des Titels, und wenn er mit Recht ausgeführt hat, daß die Landschaftsmalerei nicht nur der Italiener Muziano, Carracci, Domenichino u. a., sondern auch der aus Frankreich von Italiens Kulturwelt angezogenen Claude Lorrain und Nikolaus Poussin ganz im Boden Roms und seiner Umgebung wurzele, dann ist schon damit gesagt, welche wichtige Rolle die Bauten aus alter und neuer Zeit in dieser Malerei spielen müssen. Denn man kann auch in Roms Umgebung kaum den Blick ausschweifen lassen, ohne auf Reste seiner großen Vergangenheit zu stoßen, und auch die weiten, jetzt kulturlosen Flächen der Campagna sind durchzogen von den endlosen Bogenreihen der alten Wasserleitungen und von der Via Appia mit der Fülle ihrer Grabmale. Diese malerische Anregungskraft Roms und seiner Umgebung führt eingehender Leitfuh aus im „Wesen der modernen Landschaftsmalerei“. (Straßburg 1898, S. 20 ff.) — So treten denn auch von den 13 Landschaften von Claude Lorrain, die Gerstenberg wiedergibt, in 11 und in allen 6 von Poussin Architekturen mehr oder minder bedeutend hervor und beherrschen sogar in einigen das Bild, wie in Claudes „Forum“ (XLVIII) und in Poussins „Auffindung von Phokions Asche“ (XX). Ganz überwiegend sind es, gemäß nicht nur der Anregung durch die römische Landschaft, sondern auch der Stimmung der Bilder, Ruinen; Claude läßt auch fünfmal die Bogenreihen einer Brücke zur Geltung kom-

men. Auch der jüngere, sich nach Poussin nennende Gaspar Dughet läßt uns in einem wundervollen Bilde (XXXVI) mit „Abrahams Berufung“ als ganz zurücktreten- der Handlung über ein in eine Seebucht mit Bergküste aus- laufendes Tal auf mehrere Burgen auf Höhen und einen Turmbau hinten im Tale blicken. Auch in zwei bedeutenden Bildern Claudes in der Dresdner Galerie frönt in dem einen, der „Flucht nach Agypten“, eine Burg einen über einem See steil aufsteigenden Berg, während rechts unten ein statt- licher Bau sichtbar wird, der wohl an ägyptischen Stil er- innern soll; auf dem andern, Acis und Galatea mit dem Zyklopen, steigt gleichfalls ein steiler Fels aus dem Meere zu einer Burg auf. Zwei offenbar unter dem Einfluß der genannten Franzosen entstandene Bilder derselben Galerie zeigen dieses Streben nach architektonischem Schmuck der Landschaft geradezu im Übermaß: Anton Faistenberger (nach dem Bild 1678—1722, nach dem Katalog in Übereinstim- mung mit Thiemes Lexikon der bildenden Künstler 1663 bis 1708) baut in einer heiteren Berglandschaft gleich nicht we- niger als fünf ausgebildete Schlösser auf waldige Höhen, und Mario Ricci (1679—29) führt vor einem hellen Hinter- grund eine Brücke von fünf Bogen zu einem hohen, oben verfallenen Turm, läßt aber auch links von der Brücke einen Turmbau sehen, hinter ihr unten und oben burgartige Bau- ten, und auch noch zur Rechten lockt ein heller Schloßbau auf der Höhe den Blick auf sich. Wirklich des Guten zu viel, aber doch ein Zeichen, wie man sich eine Landschaft nur mit Architekturen schön denken konnte.<sup>1)</sup>

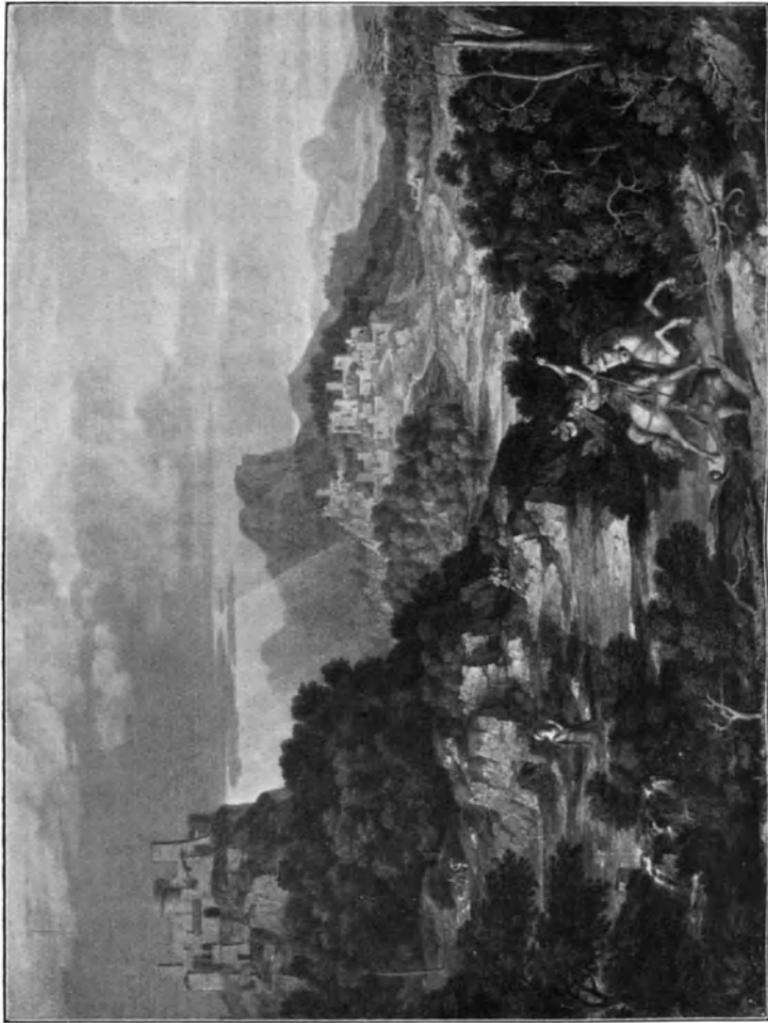
Ganz in den Grenzen des Natürlichen hält sich dem ge- genüber Wouverman, der ja mit Claude und Poussin etwa gleichzeitig lebte. Von seinen Bildern, meist Land- schaften, bietet ja die Dresdner Galerie eine ungewöhnlich große Zahl, aber fast so unfehlbar, wie bekanntlich der

1) Auch v. Schwinds „Kast auf der Wanderschaft“ zeigt in dem ungemein liebevoll ausgestalteten Ausblick eine solche Fülle von Burgen und Kirchen.



7. Landschaft von Ruisdael.

Phot. Hansstaengl, München



Phot. Kunstgesch. Seminar, Marburg

8. Baukunst in der Landschaftsmalerei. Joseph Anton Koch: Landschaft mit dem heil. Georg.

Schimmel und irgendein roter Gegenstand, sollen auf ihnen auch Bauten meist auffallender Art oder auch nur ein hoher Steg über einen Bach die Wirkung verstärken. Ich kann nur einem von ihnen mehr Worte gönnen. „Die Raft vor der Hufschmiede“ (Nr. 1420) wird links von einem hohen Bau flankiert, den Mittelgrund beherrscht ein heller Turm, im blauen Hintergrund schauen weitere burgartige Bauten hervor.

Von den neueren Malern will ich, um diesen Auszug aus einem überreichen Stoffe zu schließen, nur den herausgreifen, bei dem uns die Neigung, die landschaftlichen Ausblicke mit Bauformen zu schmücken, am liebenswürdigsten entgegentritt, Ludwig Richter. Schon seine Ölgemälde, deren die Dresdner Galerie neun besitzt, und in denen außer dem Brautzug und der Abfahrt am Schreckenstein die menschliche Handlung noch vor dem Eindruck der Landschaft zurücktritt, verraten diese Neigung fast alle und besonders mit Burgen auf Höhen. Nur die böhmische Hirtenlandschaft ist so in Dunst gehalten, daß man keine Ortschaften erkennen kann. Noch deutlicher aber wird diese Lust an den Bauformen in der Fülle von Zeichnungen für den Holzschnitt, die Richter in der Hauptzeit seines Wirkens geschaffen hat, und sie verrät sich als fast unbewußt schaffend, weil ja in diesen Zeichnungen die menschliche Handlung durchaus im Vordergrund steht und das Landschaftliche, wo es überhaupt einen Raum findet, nur als Beiwerk erscheint, freilich als ein mit vollster Liebe vor allem in den Berglinien ausgestaltetes. Um so mehr aber will es besagen, wenn uns fast jeder Ausblick in diese Landschaft irgendein Bauwerk zeigt. Ich nehme z. B. nur die „Ludwig-Richter-Gabe“ zur Hand, die der Leipziger Lehrerverein 1903 zu Richters hundertstem Geburtstag mit Einleitung von Ferdinand Abenarius herausgegeben hat. Dreizehn der sechzehn Bilder bieten zum Teil ganz entzückende landschaftliche Hintergründe. In einem von diesen besteht das Bauliche nur in dem die Handlung des Tischgebets einrahmenden Landhaus, in einem

anderen „Weine nur nicht, Helmchen“ nur in einem in der Ferne sichtbaren Hausdach; in allen anderen fällt es als besonderer Anziehungspunkt ins Auge: als eine Windmühle, eine Kirche im Abenddunkel, eine Kapelle auf dem Hügel, ein aus Bäumen hervorschauender Hausgiebel, ein Bauernhaus mit Nebengebäuden über aufsteigendem Weg, ein Marterkreuz auf waldiger Höhe, ein Kirchdörflein im Grunde, eine Burg auf steilem Berge (vgl. unser Titelbild) oder eine andere — im „Brautzug“ — im Ausblick auf ein Hügelland. Im „Sonntagsmorgen“ haben wir sogar zwei Kirchlein, ein gewissermaßen zur Handlung gehöriges, dem die Kirchgänger zuwallen, und ein zweites zur Belebung des Ausblicks in die Ferne. — Nur ungern verzichte ich darauf, diesem köstlichen Stoffe weiter nachzugehen, bin aber sicher, auch in dieser ja wohl untergeordneten Beigabe nur nachempfunden zu haben, was der Künstler empfunden haben wollte. Ich verweise nur noch auf die der Kühnheit der Berglinien angepaßten Burgformen in der in unserem Bild 8 wiedergegebenen „Landschaft mit dem heil. Georg“ Jos. Ant. Kochs.

Es läßt sich schließlich auch noch ein anderes Verfahren einschlagen, um zu zeigen, wie stark sich die Freude an der Landschaft gerade an das Bauliche hält. Vor mir liegt eines der Blauen Bücher aus Robert Langewiesches Verlag, „Die schöne Heimat, Bilder aus Deutschland“. Es enthält 126 solcher Bilder. Nur ein Duzend zeigt keine weitere Spur menschlicher Besiedelung außer etwa festen Grenzen zwischen Wald und Feld und Feld und Wiesen. Darunter einige Einblicke in Täler von Mittelgebirgen, denen sich leicht Tausende von ähnlichen an die Seite stellen ließen, d. h. also ohne besondere Anziehungskräfte. Eigenartiger schon Felsabfälle aus dem Süntel, der Sächsischen Schweiz, von der Rüste Rügen's. Auf zwei Bildern ruft schon die Koppenshaude allerlei menschliche Gedanken wach, auf zwei anderen eine sich durch das Tal ziehende Straße, auf einem eine Ruhherde; auf einem halben Duzend ersehen Segelboote

u. dgl. das menschliche Bauwerk. Auf allen anderen, also etwa hundert, liegt, wenn nicht der volle, so doch ein Hauptreiz des Bildes in den Bauwerken. So auf Bild 80 aus dem Waldeck'schen in der Gruppe ländlicher Fachwerkbauten, auf dem „Blick ins Odertal“ (108) in einer ähnlichen Häusergruppe im Mittelgrund, auf dem „Abend im Rheingau“ (34) in den verschiedenen Bauten, die über dem breiten Strome nah oder fern vom Ufer sichtbar werden. Gegen 70 Bilder bieten Ansichten von oder aus Städten oder von bemerkenswerten Bauwerken wie Burgen, Ruinen, Kirchen u. dgl. — Nun ist ja eine solche Sammlung von farblosen Ansichten darauf angewiesen, mehr durch die Formen zu wirken. Den Reiz des mit roten Felsen aus dem Meere auftauchenden Helgoland, der aus blauer Ostsee mit Kreideseilen zu grünen Buchenhainen aufsteigenden Stubbenkammer kann sie nicht wiedergeben; aber auch bei farbiger Wiedergabe würde die Verbindung eigenartiger Formen mit der Farbe den Vorzug erhalten und so der Fülle schöner Bauformen ihr Vorrang bei solch einer Auswahl gewahrt bleiben.

## 7. Rückblick.

Ich bin davon ausgegangen, daß der Natur an sich Schönheit nicht zukomme, daß es der Mensch sei, der Schönheitbegriffe in sie hineinlege, und bin doch im Laufe der Betrachtung schließlich dazu gekommen, daß die höchsten landschaftlichen Eindrücke einem mehr oder minder bewußten Eingreifen des Menschen zu verdanken seien. Da das mit Schönheitsgefühl oder mit ausgesprochenem Schönheitswillen geschieht, so wird damit der Begriff der Schönheit auch für die Landschaft gerettet. Denn wir können Menschenwerk in der Natur schön nennen, wenn es mit der Absicht schön zu wirken in die Natur gestellt wird. Der Mensch wird so auch auf diesem Gebiet aus einem abhängigen Glied zu einem Herren der Schöpfung, indem er sich nicht nur in die Natur, in die er gestellt ist, einfügt,

sich zu ihr einstellt, sondern auch auf ihre Gestaltung in der Absicht der Veredelung einzuwirken sucht. Wo diese Absicht erreicht wird, ist die Wirkung um so erfreulicher, als ja der Mensch so oft das Landschaftsbild durch Bauten oder andere Eingriffe verdorben hat. Ich habe das im Eingang des Abschnitts von der Zutat des Menschen zugegeben und möchte nicht die Erinnerung an so viel Erfreuliches, die ich zu wecken gesucht habe, durch Aufzählung von Abstoßendem trüben. Daß es solches gibt, daran werde ich tagtäglich erinnert durch das hohe Traggerüst einer Bergschwebebahn, das man mir neben mein Haus gesetzt hat und das den von freundlichen Landhäusern besetzten Berghang wie mit eisernen Linealen durchschneidet.

Aus dieser Möglichkeit eines Eingriffs in das Landschaftsbild ergibt sich nun aber die Pflicht, wenn nicht schöne Bauten an wirksamen Stellen zu errichten — das wird unsere entsetzliche Verarmung auf Jahrzehnte hinaus nur ganz selten einmal gestatten —, aber doch alles zu vermeiden und womöglich zu beseitigen, was stört oder stören könnte. In Preußen sind dazu am 2. Juni 1902 und 15. Juli 1907 Gesetze gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden, in Sachsen am 10. März 1909 ein Gesetz gegen die Verunstaltung von Stadt und Land erlassen und auch noch in anderen deutschen Ländern entsprechende Bestimmungen getroffen worden.<sup>1)</sup> Für Preußen liegt seit 1925 der Entwurf eines Städtebaugesetzes vor (Berlin, Carl Heymanns Verlag), das diese Bestimmungen in einen weiteren Rahmen baugesetzlicher Vorschriften aufnehmen soll, und ebenso sind dem sächsischen Landtag im Januar 1926 Entwürfe von Gesetzen zu weiteren Abänderungen des Allgemeinen Baugesetzes und über Denkmal- und Naturschutz zugegangen, die auch die

1) Eine geschichtliche Übersicht über diese Bestrebungen in und außer Deutschland gibt die Einleitung zur Ausgabe des genannten sächsischen Gesetzes von L. Adolph (Juristische Handbibliothek, Bd. 288, Leipzig 1909).

Aufhebung des genannten Sondergesetzes nach sich ziehen werden. Mögen diese, wie schon einmal (S. 37) gesagt, für Deutschland mit der ganzen Heimatschutzbewegung leider um einige Jahrzehnte zu spät gekommenen Maßnahmen eine geeignete Handhabe zur Verhütung weiterer Verschandelungen bilden.

Wichtiger vielleicht noch als gesetzliche Vorschriften dürfte die Aufklärung werden über die Wirkung von Bauten in der Landschaft und im Bild eines Ortes und über bodenständige Bauweise, wie sie in Bauschulen und Akademien gegeben werden kann. Manches geschieht gewiß schon dazu, aber wir stehen darin doch wohl noch in den Anfängen, und das Schwierigste, das es zu überwinden gilt, ist der Eigennuß einzelner oder ganzer Erwerbsgenossenschaften, die auf einen störenden Bau, eine lästige Geschäftsanpreisung verzichten sollen.

Noch in einem Zweiten muß ich auf den Eingang meiner Betrachtungen zurückgreifen. Ich kann und darf in dieser Sache des Geschmacks nicht darauf rechnen, daß mir alle Leser bis zu den Schlußfolgerungen beifällig gefolgt sind. Ich kann mir denken, daß andere es mit dem Worte halten:

Die Welt ist vollkommen überall,  
wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

und daß diesen die Natur da am liebsten ist, wo sie uns unberührt vom Menschen entgegentritt; wo die Welle an einsamen Strand anrollt, wo das Auge nur über Wälder schweift oder ein See still im Walde ruht, wo in Hochgebirgstälern nur firnbedeckte Gipfel hereinschauen. Fremd ist ja auch mir solches Bedürfnis nicht, einmal mit der Natur allein zu sein. Aber wir sind nun einmal hienieden als Menschen zu Menschen gesellt, haben aus dieser Verkettung ja wohl Leiden, aber auch eine Quelle der höchsten Freuden; und so freue ich mich auch draußen in der Natur jeder Spur menschlichen Lebens, wenn sie zu dieser Natur stimmt, wie die Sennhütte zur Alm, freue mich aber noch

mehr, wenn ich auf Menschenwerk stoße, das offensichtlich auch mir zur Freude in die Landschaft gestellt ist, sei es auch nur ein einfaches, aber schmales Landhaus am Waldrand oder ein Kirchlein auf der Höhe. Es liegt ein Stück Lebensbejahung in dieser Auffassung, ein Stück Freude an menschlicher Gemeinschaft.

## U n h a n g.

### I. S c h r i f t e n z u r L a n d s c h a f t s k u n d e.

So oft und eingehend auch die Fragen der Landschaftskunde von naturwissenschaftlichem, geographischem oder künstlerischem Standpunkt aus besonders in den letzten Jahrzehnten behandelt worden sind, so habe ich doch den von mir eingeschlagenen Weg noch nicht betreten gefunden, die Freude an der Landschaft aus einfachen Eigenschaften wie Mannigfaltigkeit im Gegensatz zu Eintönigkeit, Bewegung im Unterschied von der Ruhe herzuleiten und ihre höchste Steigerung in dem zu finden, das der Mensch unbewußt oder bewußt zur Gestaltung und Verschönerung der Landschaft beiträgt. Im einzelnen haben diese Schriften aber auch mir manche dankenswerte Anregung oder Bestärkung in meinem Standpunkt geboten.

Das umfassendste Werk ist „Die Grundlagen der Landschaftskunde“ von Siegr. Passarge, 3 Bände. Hamburg 1919/20. Es sammelt und gliedert den gesamten Stoff in größter Vollständigkeit und Übersichtlichkeit und führt so natürlich auch alle von mir gebrachten Einzelheiten einer Landschaft auf, ohne aber den Standpunkt des Wohlgefallens in den Vordergrund zu stellen. Er sucht mehr das Charakteristische jeder Landschaft herauszustellen.

Ebenso in kürzerer Fassung das „Erdkundliche Wanderbuch“ von Siegr. Passarge, Leipzig 1921. Passarge hat sich auch in Petermanns geographischen Mitteilungen 1925, S. 250–52 mit „Harmonie und Rhythmus in der Landschaft“ beschäftigt und das Mißliche der Anwendung solcher Ausdrücke für die Landschaft dargelegt.

Vom philosophisch-ästhetischen Standpunkt aus behandelt die Frage Hugo Marcus, „Die ornamentale Schönheit der Landschaft und der Natur, als Beitrag zu einer

allgemeinen Ästhetik der Landschaft und der Natur“ (München 1912). Ein Ornament entsteht für ihn durch Wiederholung gleicher oder ähnlicher Einzelheiten. Einheit in der Vielheit sei so der oberste Ausdruck, den wir vom Ornament her für die Schönheit gewinnen. Solche Vielheiten, „Schönheitsversammlungen“ zu zweien, dreien und mehreren findet er nun überall in der Landschaft in Formen und Farben; so auch in Bildern menschlichen Lebens, wie z. B. einem Biergarten, erläutert dazu Bilder bedeutender Landschaftsmaler und gibt selbst schematische Skizzen. — Wohlthuende Eindrücke der Landschaft lassen sich gewiß vielfach letzten Endes auf solche einfache Ursachen zurückführen.

Eine „Ästhetik der Landschaft“ hat erst kürzlich Dr. Johannes Schoene geschrieben (M.-Glabbach 1924, Volksvereinsverlag). Er leitet ein mit einer Geschichte des Landschaftsgenusses von den alten Ägyptern an und mit Betrachtungen über Landschaftsschönheit als seelisches Erlebnis und behandelt dann zunächst eingehend die Wirkung der Farbe. Er unterscheidet dann zwischen Gestalten- und Erinnerungsschönheit der Landschaft und bezeichnet für jene mit Recht als besonders wirkungsvoll das Mannigfaltige und in ihm die Bewegung, daneben aber auch das „Leichtfaßliche“ wie das Ebenmäßige und Begrenzte. Unter Erinnerungsschönheit versteht er einmal das mit Erinnerung an Gewohntes Anheimelnde und ferner die geschichtliche Erinnerung. Er handelt dann noch von der Pflanzenschönheit im besonderen und zum Schluß kurz von der Schönheit des Kunstgewerbes und selbst auf diesen vier Seiten fast nur von der Innengestaltung von Räumen, die mit Landschaft nichts zu tun hat, oder von reiner Architekturwirkung. — Bei wenn auch trockener Systematik berührt sich das Buch in einigen Hauptpunkten mit unseren Darlegungen.

Das Buch des bedeutenden Geographen Friedrich Ratzel „Über Naturschilderung“ (München und Berlin 1904, Olvenbourgs Verlag) gilt zwar nicht ausschließlich, aber doch ganz vorwiegend der Landschaftsschilderung. Ratzel hat soviel von der Erde selbst gesehen, so viele Reiseschilderungen gelesen, soviel über Natureindrücke auch mit Berücksichtigung ästhetischer Forschungen nachgedacht, auch soviel von der Landschaftsmalerei aufmerksam kennengelernt, daß jede Betrachtung über

landschaftliche Wirkungen viel von ihm lernen kann. Seine Aufmerksamkeit ist aber so sehr auf die Natur gerichtet, daß der Einfluß des Menschen auf die Gestaltung der Landschaft für ihn wenigstens in diesem Buche kaum eine Rolle spielt und er z. B. der Wirkung der Bauwerke nur ganz beiläufig einmal bei einem hohen Brückenbogen oder bei Burgen und Ruinen gedenkt.

Um so mehr würdigen gerade diesen Einfluß die Arbeiten von Paul Schulze-Naumburg. Vor allem die drei Bände VII bis IX seiner Kulturarbeiten, die der Kunstwart 1915—17 unter dem Titel „Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen“ (München, Callwey) herausgegeben hat, berühren sich eng mit den Gedanken des letzten und wichtigsten Teiles unseres Büchleins. Allerdings verfolgen sie zunächst einen anderen Zweck, indem sie durchaus unter dem Gesichtspunkt des Heimatschutzes stehen und so nachweisen wollen, wie weit Wege und Straßen, Anpflanzungen, Ausnutzung der Mineralschätze, Wasserwirtschaft, Industrie und vor allem die Siedelungen des Menschen das Landschaftsbild günstig oder ungünstig beeinflussen, um so das Gefühl der Verantwortlichkeit des Menschen für das Aussehen seiner Wohn- und Arbeitsstätten und ihrer engeren und weiteren Umgebungen zu wecken zu suchen. Auch wird dabei auf Einzelheiten eingegangen, wie Grabmäler u. dgl., die kaum noch unter den Begriff der Landschaft fallen, und der unberührten Natur wird in weiterem Umfang „Schönheit“ zuerkannt, als es den meisten so scheinen wird. Das meiste aber bewegt sich durchaus in der Richtung unserer Darlegungen, wie insbesondere die Betrachtungen über die Ruinen, und wird durch eine Fülle gut gewählter und ausgeführter Abbildungen unterstützt. Auffallenderweise fehlt eine besondere Würdigung der Kirchen.

Schulze-Naumburg hat dann auch in einem trefflichen Büchlein „Vom Verstehen und Genießen der Landschaft“ (Rudolstadt 1924, Greifenverlag) besonders die wandernde Jugend in seine Auffassung der Natur und Kultur einzuführen gesucht und für sie auch astronomische, meteorologische und vor allem geologische Einfühlungen vorausgeschickt, ehe er den Anteil des Menschen an der Gestaltung der Landschaft vorführt und dabei auch zu Betrachtungen über die menschliche Willensfreiheit, über Rassenhygiene und

Soziologie abschweift. Um so greifbarere Ratschläge gibt er dann über Wege und Stege, Landarten und die verschiedenen Möglichkeiten, das Land auf Fahrrad, Pferd, Eisenbahn, Kraftwagen, Booten oder am lohnendsten auf den zwei Beinen zu durchmessen und sich in eigenen Bildern Erinnerungen für die Dauer zu verschaffen.

## II. S c h r i f t e n z u r L a n d s c h a f t s m a l e r e i .

Nur auf einige kann hier kurz eingegangen werden und nur insoweit sie der Zutat des Menschen zur Landschaft und insbesondere den Bauformen Aufmerksamkeit schenken, eine meines Wissens noch nicht im Zusammenhang behandelte Aufgabe. Es ist ja selbstverständlich, daß das Augenmerk bei künstlerischer und kunstgeschichtlicher Betrachtung der Landschaftsmalerei in erster Linie der Behandlung der Natur mit ihren Formen und Farben gelten muß und in ihr vor allem der Pflanzenwelt, daneben der Gestaltung der Erdoberfläche, der Gewässer und nicht zuletzt des Himmels. Dazu der Wahl des Standpunkts und der Höhe des Horizonts, und damit der Enge oder Weite des Blickes, der Einrahmung, der Staffage u. a. m. Wenn wir aber gesehen haben, in welchem ganz außerordentlichen Umfang die Landschaftsmaler Jahrhunderte hindurch auch Bauformen in ihren Bildern wirken lassen, so ist die Frage erlaubt, wie sich die kunstgeschichtliche Betrachtung dazu stellt hat.

Es dürfte nicht vielen bekannt sein, daß sich Goethe auch mit dem Plan einer Betrachtung und Geschichte der Landschaftsmalerei getragen hat. Wir wissen ja aber, daß er auch selbst viel in der Natur gezeichnet hat und kennen eine Anzahl dieser landschaftlichen Versuche aus den Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft. In seinen nachgelassenen Schriften haben sich nun auch Aufzeichnungen vorgefunden über „Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände“, leider nur zum geringen Teil ausgeführt, meist nur mit Stichworten entworfen. Sie sind von Goethes Mitarbeiter im Kunstfach, Heinrich Meyer, noch in dem halben Jahr, um das er den Freund überlebte, für den 4. Band der nachgelassenen Werke, den 44. der Ausgabe letzter Hand, i. J. 1832 zurechtgestellt und etwas ergänzt worden. Meistens sind es nur Namen der

Maler, die besprochen werden sollten. Einiges wenige ist aber ausgeführt und darin manches Hierhergehörige ausgesprochen. So beobachtet er die kapellenartige Einfassung der ältesten Bilder heiligen Stoffes, ferner „vielfach übereinander getürmte Schlösser“ als eine der Beigaben zu den Landschaften, um den Figuren Bedeutendes und Würdiges zur Seite zu stellen, und die Überfülle von Einzelheiten aus Natur und Menschenwerk, die solche älteste Landschaften zu vereinigen suchten. Sizian sei darin sparsamer gewesen, zeige aber auch noch wunderlich übereinandergezimmerte hölzerne Häuser; bei Breughel habe überall das Gestein den Vorrang, aber seine Schlösser und Städte seien höchst mannigfaltig und charakteristisch. In Claude Lorrain sieht auch er einen Höhepunkt und betont das Feenhaft-architektonische seiner Kunst. — Man sieht aus alle dem, daß Goethe auch für die baukünstlerischen Zutaten zur Landschaft ein gutes Auge hatte.

Auch Alexander v. Humboldt hat der Landschaftsmalerei einen bemerkenswerten Abschnitt in seinem Kosmos (II, S. 76 ff.) gewidmet. Er behandelt sie hier als eines der Anregungsmittel zum Naturstudium und daher besonders unter dem Gesichtspunkt, daß sie den physiognomischen Charakter der verschiedenen Erdräume anschaulich machen und so zum Besuch fremder Länder und überhaupt in anmutiger Weise zum Verkehr mit der freien Natur anregen könne. Er kennt den Einfluß der Skenographie, Bühnenmalerei, auf die Landschaftsmalerei der Griechen und Römer, denen schon fast allein das gemächlich Bewohnbare, nicht das Wildromantische anziehend gewesen sei. Dann überblickt er die Entwicklung der Landschaftsmalerei von den Brüdern van Eyck an.

Eine der ersten besonderen deutschen Schriften über unseren Stoff sind die „Briefe über Landschaftsmalerei“ des bekannten Dresdner Arztes und Naturforschers Carl Gustav Carus, der auch selbst Landschaften gemalt hat, von denen die Dresdner Galerie sechs besitzt. (Leipzig, 1. Aufl. 1830, 2. Aufl. 1835; voran geht ein anerkennender Brief Goethes.) Er verweilt lange bei allgemeinen Betrachtungen über Natur und Kunst und rechnet mit dem Schönen und Göttlichen als gegebenen Begriffen. Er widmet besondere beachtliche Beobachtungen der Bildung der Wolken — dies im Anschluß an Goethes Abhandlung und Gedicht über die Wolkengestalt nach Howard — und der „Physio-

gnomik“ der Gebirge. Von der bloßen Nachbildung von Städten und Landschaften sagt er, sie sei noch keine Kunst, zum wahren Kunstwerk werde sie erst, wenn der Künstler von dem Sinn und Charakter, der sich in einer gewissen Gegend ausdrückt, so durchdrungen sei, daß er in ihrem Geist ihre Formen gleichsam von neuem zu schaffen vermöge. Verwunderlicherweise meint er, die Landschaftsmalerei sei erst im 17. Jahrhundert völlig selbständig gleich einer Minerva aus Jovis Haupt entstanden und habe alsbald in Claude Lorrain und Ruissdael ihre Höhepunkte erreicht. Für den Menschen und Menschenwerk in der Landschaft hat er nur die folgende kurze Betrachtung, aus der sich ergibt, daß er für Bauformen in der Landschaft nicht den Sinn hat, wie so viele Maler vor und neben ihm: „Ferner aber soll auch nicht gesagt sein, daß ein Erdenbild (= Landschaftsbild) bloß Gegenstände reiner, freier Natur, ohne alle Spuren des Menschenlebens aufnehmen solle; der Mensch ist ja das schönste Erzeugnis der Erde, und die Erde ohne den Menschen ist so wenig vollkommen, als der Mensch als Mensch vollkommen genannt werden kann ohne die Erde. Zeugnisse des Menschenlebens vervollständigen also erst das Erdenleben und seine künstlerische Darstellung, und somit können Menschen und Menschenwerke gar wohl in einem echten Erdenbilde erscheinen, nur daß die Schilderung des Erdlebens vorherrsche, wie es die Einheit eines Kunstwerks fordert, welches nicht mehrere Aufgaben zugleich erfüllen kann. Allerdinge müssen aus letzterem Grunde Menschen und Menschenwerke im Erdenbilde als durch die Erdnatur bestimmt erscheinen, und es ist empirisch schon lange anerkannt, daß eben dieses inneren Widerspruchs wegen z. B. ein eben vollendetes scharffantig und neugefärbtes Gebäude wenig für landschaftliche Bilder paßt, daß Menschen gestalten, welche eben das Leben in der Natur bezeichnen (wie etwa Jäger oder Hirten), mehr dahin gehören, als homerische Helden usw.“

Von den die Entwicklung der Landschaftsmalerei in einzelnen Zeiten und Ländern behandelnden Werken kommt zunächst in Betracht das ungemein umsichtige Karl W o e r m a n n s „Die Landschaft in der Kunst der alten Völker“ (München 1876). „Eine Geschichte der Vorstufen und Anfänge der Landschaftsmalerei“ lautet ihr Untertitel, und so hat das Buch die entscheidungsvollen Aufgaben, zunächst bei Ägyptern, Chinesen,

Japanern, Indern, Westasiaten fast überall nur Andeutungen einer Landschaft festzustellen, aber auch bei den Griechen anfänglich nicht mehr; und ferner da, wo bei diesen eine Landschaftskunst begonnen hat, entweder nur mit Beschreibungen oder mit Darstellungen in dafür ungeeigneter Technik, wie Reliefs, Mosaiken rechnen zu müssen, oder endlich, wie in den Wandgemälden in Rom und Pompeji, mit nur handwerksmäßigen Nachahmungen wirklicher Kunst. Im einzelnen bemerke ich die uns ja aus chinesischem Kunsthandwerk bekannten, Inselchen verbindenden Brücken als ein architektonisches Motiv, ferner ein affrisches, in Tafel III wiedergegebenes Relief mit einem Säulnbau hinter einer Wasserfläche und einem Denkmal auf walbiger Höhe. Einen kaum erschöpflichen Reichtum an baulichen Darstellungen bieten die Wandmalereien in und bei Rom und in Pompeji, und zwar ebenso in der lockeren Einfügung von Heiligtümern oder auch schon Ruinen in mehr oder minder phantastische Landschaften, wie in geschlossenen Bildern ganzer Ortschaften. Woermann gibt auch Beispiele in den Tafeln IV bis IX, das bemerkenswerteste in Taf. VI, auf der ein Bogebau auf ein Inselchen übergreift, daneben Wasser aus Brückenbogen herabstürzen und dahinter weitere Säulen- und Pfeilerbauten hervortreten. Der geringe Kunstwert dieser Bilder tut dieser Feststellung keinen Eintrag; sie sind uns ein Beweis, wie auch diese hellenistisch-römische Zeit für den Reiz der Bauformen in der Landschaft empfänglich war und ihn nur selten in ihren Bildern missen wollte.

Die folgenden vier Schriften behandeln jede für ein besonderes Land oder Kunstgebiet die Anfänge der Landschaftsmalerei in den Jahrhunderten des Wiedererwachens der Künste. Die Landschaft tritt in allen vier Gebieten zunächst nur in den Hintergründen zu Darstellungen aus der heiligen Geschichte, ganz selten anderer Vorgänge auf und gewinnt erst allmählich ein selbständigeres Dasein. Die Rolle, die gewählte Bauformen auch schon in diesen Hintergründen spielen, wird in diesen Schriften nicht verkannt, aber auch anderseits nicht in ihrem breiten Umfang gewürdigt.

Dr. Ernst Zimmermann: Die Landschaft in der venezianischen Malerei bis zum Tode Tizians (Beiträge zur Kunstgeschichte, Leipzig 1893). Die Vorrede sagt selbst, die reiche und oftmals äußerst interessante Architektur der Hintergründe sei

nur insoweit in Betracht gezogen, als sich in ihr ergänzend zeige, wo der venezianische Künstler seine Anregung sucht, in welcher Weise seine schöpferische Phantasie tätig war. In diesem Sinne wird auch der verschiedene Charakter der Gebirge und der in ihnen bodenständigen Bauweisen dargelegt, die auf in Venedig tätige Künstler von Einfluß waren: der Alpen, des umbrischen Apennins und der milderer Linien der nahen, hinter vielen Kirchen auftauchenden Euganeischen Hügel. Für die einzelnen Maler werden treffende Hinweise gegeben.

v. Lichtenberg: Zur Entwicklungsgeschichte der Landschaftsmalerei bei den Niederländern und Deutschen im 16. Jahrhundert (Leipzig 1892). „Der erste vollbewußte Schritt zur Einführung der Landschaft in das Gemälde, und zwar nicht nur als Beiwerk, sondern als vollwertiges Kompositionsmotiv ist auf germanischem Boden gemacht worden, in Flandern durch die beiden Brüder van Eyck im Anfange des 15. Jahrhunderts.“<sup>1)</sup> Die flämische Schule der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zeigt sowohl in den Gebilden der Natur wie der Architektur noch eine phantastische, in Wirklichkeit unmögliche Häufung. Spielt die religiöse Handlung im Inneren eines Gebäudes, so werden für dieses unter italienischem Einfluß Renaissanceformen gewählt. In der zweiten Hälfte wird der landschaftliche Hintergrund immer selbständiger, Peter Breughel ist auch unter den ersten zu weltlichen Stoffen übergegangen. — In Deutschland ist Dürer der Begründer der Landschaftsmalerei. Schon seine Früharbeiten zeigen auch Baulichkeiten: Schlösser und Städte. Scheuffelin eröffnet Durchblicke auf Bauten in der Landschaft durch Bogenöffnungen, Hans Baldung einen ausmutigen Ausblick mit mehreren Burgen in seiner „Ruhe auf der Flucht“ u. a. m.

Dr. Ludwig Raemmerer: Die Landschaft in der deutschen Kunst bis zum Tode Albrecht Dürers. (Beiträge zur Kunstgeschichte, N. F. IV, Leipzig 1886.) Geht aus von der altchristlichen Kunst und behandelt in der mittelalterlichen besonders den Buchschmuck. „Wie der Künstler seine Gestalten in die zeitgenössische Modetracht kleidet, stellt er sie auch unbefangen in eine landschaftliche Umgebung, deren Motive seinem Lande

---

1) Ihr Genter Altar zeigt türmereiche Anlagen rechts und links hinten.

und seiner Zeit entlehnt sind. Die Windmühle in der Nähe des Albers, auf dem Christus betet, befremdet ebensowenig, wie die gotischen Burgen und Kathedralen, die in den biblischen Darstellungen ihren Platz finden.“ So wird auch bei den Meistern der niederländischen und deutschen Schulen bis Dürer die architektonische Beigabe gewürdigt und es S. 87 als ein ästhetischer, noch für lange Zeit gültiger Grundsatz der Landschaftsmalerei dieser Jahrhunderte ausgesprochen, daß Gebäude in ihr nicht fehlen dürfen, Menschenwerk erst die Natur darstellenswert mache.

Kurt Gerstenberg: Die ideale Landschaftsmalerei, ihre Begründung und Vollenbung in Rom (Halle 1923) mit 56 Tafeln Abbildungen. Der Text gliedert sich in eine Einleitung über romanische und germanische Raumanschauung, in die drei Abschnitte Vorbereitung, Gestaltung und Vollenbung — in Claude Lorrain und beiden Poussins — und einen Schluß über die Weltanschauungstypen der idealen Landschaftsmalerei. Für den Abschnitt „Die Baukunst in der Landschaftsmalerei“ haben mir besonders die Abbildungen gute Dienste geleistet. Vgl. S. 61 und 65.

---

Franz Friedrich Leitschuh: Das Wesen der modernen Landschaftsmalerei (Straßburg 1898). Handelt eingehend und beziehungsweise von Motiv und Studie, Form und Inhalt, Licht und Farbe und endlich der Staffage. Die baulichen Zutaten werden in diesem letzten Abschnitt mit behandelt und von dem ästhetischen Grundgesetz, das solche Zutat von Menschenwerk jahrhundertlang gefordert habe (S. 331), etwa im gleichen Wortlaut gesprochen wie oben von Raemmerer und dazu S. 354 die von uns S. 44 besprochene Stelle aus Fehners Vorschule der Ästhetik beigezogen. Wenn Leitschuh dann hinzusetzt, daß das doch nur ein einzelner und noch dazu untergeordneter Teil eines landschaftlichen Eindruckes sei, der sich erst aus dem Zusammenwirken mit anderen Faktoren: Farben, Tönen, Linien, Flächen zusammensetzt, so ist dem doch nur beschränkt recht zu geben. Es muß dem Beschauer überlassen bleiben, welchen Anteil für ihn in der Malerei — und nicht nur in der Landschaftsmalerei — das Gegenständliche neben dem rein Malerischen an dem Wohlgefallen an einem Bilde hat. Wenn

ich 3. B. sehe, mit welcher Liebe Dürer in seinen Stichen das Architektonische erdacht und ausgeführt hat, so behaupte ich getrost, daß er das von den Beschauern auch hat gesehen und gewürdigt wissen wollen, und es ist meine Sache, wie weit die Freude an diesen Werken gerade hiervon abhängt.

### III. Z u d e n A b b i l d u n g e n .

Einem Buche dieses Inhalts Bilder beigegeben wollen, heißt die Qual der Wahl auf sich nehmen. Denn Anfang und Ende der Auswahl aus einer unerschöpflichen Fülle sind gleich schwer zu finden. Ich neigte deshalb schon dazu, ganz auf diese Beigabe zu verzichten, da ja das Büchlein im Grunde gerade dazu bestimmt ist, durch Hinweis auf die Ursachen des Wohlgefallens an landschaftlichen Eindrücken zahllose Bilder in der Erinnerung der Leser zu wecken und ihnen die Ursachen des nachhaltigen oder flüchtigen Eindrucks zum Bewußtsein zu bringen. Ich habe dann aber doch das Anerbieten des Verlags, wenigstens eine kleine Auswahl von Bildern beizugeben, dankbar angenommen, um so für einige Hauptgesichtspunkte meiner Darlegung Belege geben zu können, und habe dem Verlag auch für verständnisvolle Beihilfe zu dieser Auswahl zu danken.

Diese Gesichtspunkte ergeben sich aus den Unterschriften der Bilder. Bei dem Blick über Athen (Nr. 9) 3. B. lag mir nicht daran, ein Bild der Stadt, die ja auch seit der Aufnahme dieser Ansicht noch stark gewachsen ist, sondern eine Vorstellung von dem besonderen Reiz griechischer Küstenlinien zu geben.

Zur vollen Wirkung der dargestellten Landschaften muß natürlich die Farbe hinzugebacht werden. Diesen Mangel müssen ja diese Bilder mit allen den vielen teilen, die jetzt für Zeitschriften und Sammelbände hergestellt werden. Am meisten bleibt wohl die Farbe zu vermissen, wo eine Wasserfläche mit dargestellt ist, und hier wieder am meisten, wo diese im tiefen, südlichen Blau erscheinen müßte, wie bei Beaulieu (1), dem Comersee (2) und dem Golf von Athen (9).

Die dem Titel gegenübergestellte *Wanderlust* Ludwig Richters ist ja sehr bekannt, mir aber gerade deswegen erwünscht. Denn mein Büchlein steht unter keinem anderen Zeichen so sehr, wie dem der Freude, die gerade dieser deutscheste Künstler für die Landschaft und auch ganz besonders für das

menschlich Unheimelnde und so auch für gefällige Bauwerke kund gibt.

Bild 1. Landschaft in natürlichem Rahmen. Beau-lieu bei Nizza (Aufnahme Photoglob, Zürich.)

Bild 2. See in Alpenausläufern. Comersee von San Martino aus mit der in den See vorgeschobenen Halbinsel von Bellagio. Die Einsenkung hinten führt zur lombardischen Ebene. (Photoglob, Zürich.)

Bild 3. Großstadt in der Landschaft. Dresden vor 50 Jahren. Ich habe diese ältere Aufnahme vorgezogen, weil sie das Stadtbild noch von späterem Zuwachs frei zeigt, der ihm, wie der plumpe Turm des neuen Rathauses, nicht immer zum Vorteil gereicht. (Nach einer Lithographie von Rob. Geißler.)

Bild 4. Baukunst in der Landschaft. Neuschwanstein. In dem Stück der reichgegliederten Umgebung auf waldigem Hügel auch Schloß Hohenschwangau. (Nach einer Photographie.)

Bild 5. Kirche in der Landschaft. Heiligenblut am Glockner. Die Wahl aus zahllosen Beispielen war hier besonders schwer. (Kunstverlag Stengel u. Co., Dresden.)

Bild 6. Baukunst in der Landschaft. Die Walhalla bei Regensburg. (Technophot. Archiv, Berlin-Friedenau.)

Bild 7. Landschaft von Ruissdael im Rijksmuseum, Amsterdam. Das herrliche Bild nebenbei als eines der Beispiele für Bauten (Burgen) in der Landschaft, vor allem aber für die Wirkung stürzender Wasser, von der photographische Aufnahmen nur selten einmal ein genügendes Bild geben. (Phot. Hansstaengl, München.)

Bild 8. Baukunst in der Landschaftsmalerei. Landschaft mit dem heil. Georg von Joseph Anton Koch in München, Neue Pinakothek. Die Kühnheit der Burgen entspricht der der Bergformen. (Phot. d. Kunstgesch. Seminars, Marburg.)

Für Höhenlinien in der Landschaft lag mir daran, einige Beispiele zu geben von dem besonderen Reiz, den im Unterschied von den schroffen Formen der Alpenwelt maßvoller verlaufende Linien bieten. Vgl. S. 21 ff. Dazu sollen dienen:

Bild 9. Griechische Küstenlinien. Blick über Athen vom Lykabetos, über den ich eben S. 81 und S. 23 f. gesprochen

habe. Ein Ausschnitt aus dem größeren Panorama in Baedekers Griechenland mit gütiger Erlaubnis des Verlags.

Bild 10. Mittelgebirgslinien. Aussicht von Rundratitz in Nordböhmen. Vgl. S. 22. Der Regelberg links der Lobosch bei Lobositz, in der Mitte links der Mille-  
schauer, rechts von ihm der Kletschen, nach rechts von diesem  
der ungliederte Wall des Erzgebirges. Unter ihm nach vorn  
in der Tiefe das Elbtal. (Aufnahme der Kunstanstalt Menke  
und Ostermaier in Dresden.)

Additional material from *Landschaftliche Schönheit*,  
ISBN 978-3-663-16342-8, is available at <http://extras.springer.com>



## Deutsche Landschaften / Deutsche Städtebilder

Teubners Künstlersteinzeichnungen. Farbige Originalwerke erster deutscher Künstler.

**Wogendes Kornfeld.** Von H. Volkmann.  
**Hünengrab** (Weferlandisch.) V. R. Biele.  
**Aus den Vierlanden.** Von R. D. Matthaei.  
**Im Moor.** Von Th. Herrmann.  
**Mondaufgang.** (Aus der Eifel.) Von G. Kampmann.  
**Scheidender Tag.** (Schwarzwaldlandschaft.) Von R. Biele.  
**Droben steht die Kapelle.** (Aus dem Schwarzwald.) Von H. Eichrodt.  
**Am Bergeshang.** (Obersteierm.) Von H. Volkert.  
**Am Neckar.** Von H. Prenzkel.  
**Maimorgen in Oberbayern.** (Am Ammersee.) Von F. Hoch.  
**Sonniger Wintertag.** (Bayerische Landschaft.) Von E. Plebermann.

**Die Marienburg.** Von U. Vendrat.  
**St. Marien in Danzig.** Von U. Vendrat.  
**Frauegasse in Danzig.** Von U. Vendrat.  
**Zwinger in Dresden.** Von Fr. Bedert.  
**Zwischen Himmel und Erde.** (Stadtkirche in Meißen.) Von Fr. Bedert.  
**Weimar: Goethes Haus am Frauenplan.** Von G. Madowsky.  
**Johannistor in Jena.** Von Fr. Bedert.  
**Aus Alt-Frankfurt.** Von Fr. Bedert.  
**Im Schwabenland.** Von H. Prenzkel.  
**Kothenburg o. T.** Von H. Prenzkel.  
**Nürnberg: Bild vom Dürerhaus.** Von G. Dohler.

Blätter in der Größe

100 × 70 cm je RM 10.—  
55 × 42 cm je RM 6.—

75 × 55 cm je RM 9.—  
41 × 30 cm je RM 4.—  
93 × 41 cm je RM 6.—

60 × 50 cm je RM 8.—  
103 × 40 cm je RM 6.—

Vollständiger Wand schmuckatalog mit über 200 Abbildungen ist gegen Einsendung von RM —.75 durch den Verlag, Leipzig, Poststr. 3 zu beziehen.

## Skizzier-Büchlein

Landschaftsskizzieren für Jedermann  
Von Fr. Distler

3. Auflage. Mit 41 Abbildungen im Text. Geh. RM 1.—

„Das Büchlein wendet sich vor allem an Anfänger und ist so klar und einbringlich geschrieben, daß es seinen Zweck: ihren Blick zu schärfen für die Schönheiten der Natur, ihr künstlerisches Empfinden zu wecken und damit ihr Kunstverständnis zu entwickeln, sicher erreicht. Naturfreunde, Jugendliche und alle, die die Natur als Jungbrunnen unserer körperlichen und seelischen Kräfte schätzen und lieben gelernt haben, werden das Erscheinen des Büchleins freudig begrüßen.“  
(Schleswig-Holsteinische Volkszeitung.)

## Der Weg zur Zeichenkunst

Von Oberstudienrat Dr. Ernst Weber

Ein Büchlein für theoretische und praktische Selbstbildung.

4. Auflage. Mit 84 Abbildungen. (MUS Bd. 430.) Geb. RM 2.—

„Das Bändchen ist eine ausgezeichnete Leistung, die mit einem vorzüglichsten methodischen Aufbau eine sehr gute Einführung in die Entwicklung und Bedeutung des Zeichenunterrichts verbindet. Das reichhaltige Abbildungswerk ist durchweg gut. Die Erörterung künstlerischer und kunstgewerblicher Grundforderungen bildet eine wirkliche Anleitung zum Kunstgenuß. Dem Buch dürfte in seiner knappen, klaren und eindringlichen Form kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen sein.“  
(Die Berufsschule.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

---

**Heimatspflege** (Denkmalspflege und Heimatschutz). Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung. Von Dr. H. Bartmann. (ANuG Bd. 756.) Geb. RM 2.—

**Das deutsche Dorf.** Von Prof. R. Mielke. 3. Aufl. Mit 51 Abbildungen im Text. (ANuG Bd. 192.) Geb. RM 2.—

**Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.** Von Bau- rat Dr.-Ing. Chr. Rand. 3. Aufl. Mit 73 Abbild. (ANuG Bd. 121.) Geb. RM 2.—

**Das Wandern.** Anleitung zur Wanderung und Turnfahrt in Schule und Verein. Im Auftrage des Zentralausschusses verfaßt v. Prof. F. Ehardt. 4., umgearb. Aufl. Mit 24 Abb. Kart. RM 1.40

**Fröhlich Wandern.** Von Geh. Hofrat Prof. H. Kaydt. 2. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen. Kart. RM 1.60

**Hinaus in die Ferne!** Zwei Wandersfahrten deutscher Jungen, erzählt von Direktor Dr. E. Neuendorff. Mit Buchschmuck von R. Mühlmeister. 3. Aufl. Geb. RM 5.—

**Schülerausflüge.** Eine Quelle der Kraft und Freude. Von Prof. Dr. H. Schomburg. Kart. RM 1.40

**Geländespiele.** Den Söhnen unseres Vaterlandes zugebacht von Seminaroberlehrer P. G. Schäfer. 7. Aufl. umgearb. von Prof. F. Ehardt. Mit 15 Abb. Kart. RM 1.60

**Leichte Geländespiele für die deutsche Jugend.** Von Studien- rat H. Rosenstengel. Mit 20 Abb. Kart. RM 1.—

**Geographisches Wanderbuch.** Von Studienrat Dr. U. Berg. Ein Wanderbuch für Wandervogel und Pfadfinder. 2. Aufl. Mit 211 Abbildungen. Geb. RM 5.80

**Geologisches Wanderbuch.** Eine Einführung in die Geologie an Bildern deutscher Charakterlandschaften. Von Direktor Prof. Dr. R. G. Volk. 2., ergänzte Aufl. I. Teil. Mit 201 Abb. im Text und 1 Orientierungstafel. II. Teil. Mit 281 Abb. im Text, 1 Orientierungstafel und 1 Titelbild. Geb. je RM 6.—

**Anleitung zu photographischen Naturaufnahmen.** Von Georg E. F. Schulz. Mit 41 eigenen photogr. Aufnahmen des Verfassers und einem Vierfarbendruck. (Naturwissenschaftliche Bibliothek Bd. 9.) Geb. RM 3.60

**Die künstlerische Photographie.** Ihre Entwicklung, ihre Bedeutung. Von Studienrat Dr. W. Warstat. Mit einem Bilderanhang. (ANuG Bd. 410.) 2., verb. Aufl. Geb. RM 2.—

---

**Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin**